

Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



Alle Rechte vorbehalten

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten
Einzelheft 20,- DM

Herausgegeben von der Altschülerschaft des ehemaligen Carolinums Neustrelitz

Schriftleitung:

Dr. A. F. Wagner, Michel W. Ludewig
federführend für den Hauptteil
Günther Jonas, 3062 Bückeberg, Nelkenweg 8
Ruf 0 57 22 / 61 59

für die Vermischten Beiträge Frau Inge Schammel
3257 Lüdersen-Springe 5, Linderter Weg 16
Ruf 0 50 45 / 72 13

Gesamtherstellung: Göttinger Tageblatt GmbH & Co – Druckhaus Göttingen

INHALT

	Seite
100 Jahre „Göttinger Tageblatt“ / <i>Hans-Christian Winters</i>	7
Berühmte Männer aus Neustrelitz / <i>Dr. Ernst Meyer</i>	18
2 Gedichte / <i>Ernst Hamann</i>	22
Kirchenglocken läuten über Waren (Müritz) <i>Elisabeth Brüggemann</i> – „Altschülerschaft Waren (Müritz)“, Sitz Hamburg	23
Beiträge zur Geschichte der Hexenprozesse und des Aberglaubens in Mecklenburg <i>Annalise Wagner</i> / I. Teil	35
Bei Lützows „Wilden Jägern“ / <i>Bernd Heimberger</i>	46
Steinritzungen, Runen und Figuren / <i>Othinrich Müller-Ramelsloh</i>	47
F. W. Dunkelberg, ein Mecklenburgischer Baumeister um 1800 <i>Dr. Ing. Paul Martins</i>	49
Persönliche Erinnerungen an Albert Krietsch / <i>Dr. Hannes Berg</i>	54
Gedicht / <i>Herwig Ries</i>	59
Buchbesprechungen	60
Gedicht Mecklenburg / <i>Paul Warncke</i>	64

An das Druckhaus Göttingen

Mit der aus Anlaß der denkwürdigen Feier zum 150jährigen Bestehen des Carolinum Neustrelitz in Marburg am 28./29. September 1956 erschienenen Festschrift, die von unserem Oberstudiendirektor Gustav Piehler herausgegeben wurde, knüpfte sich nach dem Kriege zuerst wieder das Band um die in Marburg versammelten ehemaligen Schüler des Carolinums.

In dieser Festschrift war die vom Hauptpastor Helmut Horn, Hamburg, gehaltene Gedenkrede für die gefallenen und gestorbenen Caroliner und die Festrede von Universitätsprofessor Dr. Erich Stier, Münster, zum 150jährigen Bestehen der Schule erschienen.

In unmittelbarer Folge an die Festschrift schloß sich die Reihe der Hefte des Carolinums unter dem Titel

Caroliner Zeitung
Zeitschrift des Carolinum Neustrelitz

im März 1957 mit der Doppel-Nr. 21/22 an. Mit diesem Heft wurde die vor und während des Krieges von unsern Studienräten Johannes Köhler und Hermann Kootz herausgegebene Reihe der Caroliner Zeitung fortgesetzt.

Schriftleiter der neuen Zeitung war, wie bei der Festschrift, Oberstudiendirektor Piehler. Den Druck besorgten die DRUCKEREI UND GRAPHISCHEN WERKSTÄTTEN GEBRÜDER WURM, GÖTTINGEN.

Inzwischen ist im vergangenen Winter 1988/89 das hundertste Heft unter dem Titel

Carolinum
Historisch-literarische Zeitschrift

erschienen.

Der Zufall will es, daß in der Flucht der Jahre mit ihren Gedenktagen zum 150jährigen Bestehen der Schule und nun dem Erscheinen des Jubiläumsheftes Nr. 100 auch das 100jährige Bestehen des inzwischen von der Buchdruckerei und graphischen Werkstatt der Gebrüder Wurm zum DRUCKHAUS GÖTTINGEN IM VERLAG DER GÖTTINGER TAGEBLATT GMBH gewandelten Verlagshauses zusammenfallen.

Aus diesem Anlaß dankt die Schriftleitung des Carolinums der Verlagsanstalt, insbesondere Herrn Prokurist Hampe und seinen Mitarbeitern für die seit langem bewährte Zusammenarbeit in mehr als 30 Jahren, wie sie sich unter den früheren Inhabern, den Gebrüdern Wurm, und der heutigen Geschäftsleitung mit unseren im Laufe der Jahre wechselnden Schriftleitern ergeben hat.

Wir freuen uns an dieser Stelle der Verlagsanstalt unseren Dank aussprechen zu können und verbinden ihn mit den besten Wünschen zum hundertjährigen Bestehen Ihres Hauses.

Die Schriftleitung des Carolinums



100 JAHRE „GÖTTINGER TAGEBLATT“

Vom „Welfenblatt“ zur modernen Heimatzeitung

Das GÖTTINGER TAGEBLATT feiert Geburtstag: am 6. August 1889 erschien das erste GT im Verlag des aus Süddeutschland nach Göttingen gezogenen Verlegers Gustav Wurm. Obwohl es den Titel schon vorher gab, wird dieser Tag als Geburtsstunde der Zeitung verstanden, die bis heute Leserinnen und Leser in Südniedersachsen täglich mit Nachrichten aus ihrer Heimat, aus der Bundesrepublik und der Welt versorgt. Das Jubiläum, das 1989 gebührend gefeiert werden soll, gibt Anlaß, auf die Göttinger Zeitungs-Geschichte unter besonderer Berücksichtigung des TAGEBLATT zurückzublicken.

I. Von der Gründung bis zum Zweiten Weltkrieg

Die erste Göttinger Zeitung, der Göttinger Bürger, erschien 1734/35. Es folgten bis zum ersten Medien-„Boomjahr“ 1848 zahlreiche kleinere, meist kurzfristige Presseunternehmen. Für die weitere Zeitungsgeschichte der Stadt sind zwei Zeitungs-Gründungen von Bedeutung. Denn über viele Jahrzehnte hinweg haben vor allem zwei Blätter in Konkurrenz das lokale Pressegeschehen bestimmt: die Göttinger Zeitung (GZ) und das GÖTTINGER TAGEBLATT (GT).

Das GT geht zurück auf das Göttinger Wochenblatt. Pastor A. Wegmann hatte dieses reine Anzeigenblatt 1814 gegründet, seine Erträge flossen der Armenkasse zu. Das Wochenblatt bestand unter wechselnder Leitung bis 1867. Ab 1832 versorgte auch die täglich erscheinende Hannoversche Zeitung die Göttinger mit politischen Nachrichten; das erste Feuilleton erschien übrigens 1850/1851 im Allgemeinen Provinzblatt der Dieterichschen Buchhandlung.

Am 2. Januar 1864 bringt die Firma Louis Hofer im Papendiek die Göttinger Zeitung heraus. Das Blatt kann sich rasch etablieren und bleibt 70 Jahre, bis 1935, bestehen.

1867 reagiert die Armenkommission als Herausgeber des Wochenblattes; es wird zu Weihnachten 1867 eingestellt. Am 2. Januar 1868 erscheint stattdessen erstmals ein GÖTTINGER TAGEBLATT, das am 1. April 1869 in den Besitz der Dieterichschen Universitäts-Druckerei übergeht. Der ausgeprägte Welfen-Standpunkt dieser Zeitung bringt scharfe Kontroversen mit der GZ. Die preußische Regierung reagiert mit Aberkennung des amtlichen Status; vom Nachrichtenfluß abgeschnitten, muß das erste GT am 31. Dezember 1870 sein Erscheinen einstellen.

Während die GZ bis 1889 nahezu konkurrenzlos wirken kann – der Göttinger Anzeiger von 1882 bleibt trotz eines guten Feuilletons und des vielseitigen Lokalredakteurs Robert Geisler ohne größere Bedeutung – wird das 1889 neu gegründete GÖTTINGER TAGEBLATT sofort zu einem ernsthaften Konkurrenten. Beide Zeitungen kämpfen mit günstigen Insertionspreisen und Abonnements-Rabatten um die Leser.

Aber Gustav Wurms neues GT kann sich, wegen der konsequenten Parteinahme für die in Göttingen vorherrschende Welfenpartei, schon im ersten Geschäftsjahr als auflagenstärkste, bis 1900 auch als anzeigenstärkste Zeitung in Südniedersachsen etablieren.

Ab 1910 entstehen in der GZ und im GT Sonderbeilagen (z. B. das Göttinger Unterhaltungsblatt), mit denen beide Verlage um die Gunst des Publikums werben.



Gustav Wurm

Zwischen 1914 und 1918 versuchen beide Blätter, solange es die Papierzuteilung erlaubt, ihre Leser mit täglichen Ausgaben und zahlreichen Extrablättern zu informieren.

Nach dem 1. Weltkrieg gründet die SPD in Göttingen ein sozialdemokratisches Volksblatt in Konkurrenz zur GZ und zum konservativen und deutschnationalen, aber unabhängigen GT. Letzteres wird in den Jahren 1922/1923 von Gustav Noske mehrfach verboten, zahlreiche Prozesse behindern die Arbeit der Redaktion unter Leitung von Viktor Wurm. 1923 entsteht in der GT-Druckerei – den Verlag leitet der zweite Gründersohn Theo Wurm – kommunales Notgeld. Die Ausgabe vom 30. November 1923 kostet 100 Milliarden, die vom 1. Dezember wieder 15 Pfennige.

In den späten zwanziger Jahren stabilisiert sich die Lage der Göttinger Zeitungen trotz erheblicher Auflageneinbußen und beginnender Wirtschaftskrise. Die politische Lage spiegelt sich in einer Flut von Leserbriefen. Durch die Verlagspolitik des neuen GZ-Besitzers Otto Lindemann, der zahlreiche Druckaufträge Berliner Blätter übernimmt, rückt die GZ in den Hintergrund und verliert langsam an Bedeutung.

Das GÖTTINGER TAGEBLATT, ab 1924 wie die GZ in Konkurrenz zur Niedersächsischen Morgenpost (sie erscheint am frühen Morgen und nicht wie die Göttinger Blätter vormittags), wendet sich politisch schon sehr früh den Nationalsozialisten zu. Berichte und Anzeigen über Aktivitäten der Partei und ihres Studentenverbandes geben die Sympathie des Blattes für die neue deutsche „Bewegung“ wieder.

Gleichwohl muß das GT auch in Göttingen die Konkurrenz durch die Niedersächsische Tageszeitung hinnehmen. Sie war 1931 in Hannover als nationalsozialistisches Organ gegründet worden, die Göttinger Ausgabe erschien ab 1. Februar 1931. Am 1. November des gleichen Jahres übernimmt das GT die Niedersächsische Morgenpost. Das Volksblatt wird mit Auflösung der SPD eingestellt, unter dem Titel Göttinger Nachrichten bezieht das NS-Organ die Volksblatt-Räume am Maschmühlenweg.

In den ersten Tagen des Jahres 1933 wird die Parteinahme des GT für die Nationalsozialisten in vielen Details deutlich. Die Machtübernahme wird ebenso enthusiastisch gefeiert wie die ersten Maßnahmen der neuen Regierung, angefangen mit der Bücherverbrennung.

Die Stellungnahme zugunsten der Nazis schützt das GT allerdings keineswegs vor Beeinträchtigungen. Während die GZ 1935 eingestellt wird, muß das GT mit stark reduzierten Papierkontingenten fertig werden.

1937 erhält der Verlag nur noch die Hälfte des notwendigen Materials, auf diese Weise wird die Fusion von GT und Göttinger Nachrichten erzwungen. Am 18. März 1943 erscheint die letzte GT-Ausgabe, bis zum 5. April 1945 gibt es nur noch ein zweiseitiges Mitteilungsblatt unter dem Titel Südhannoversche Zeitung.

II. Das Zeitungswesen der Lizenzphase

Nach dem Krieg gehörte der Raum Göttingen/Northeim zur britischen Zone und wurde publizistisch durch die Lizenzpolitik der britischen Behörden geprägt. Für den südniedersächsischen Raum wurden zwar keine eigenen Lizenzen vergeben, drei Zeitungen wurden aber hier gedruckt: die Norddeutsche Zeitung (Göttingen), die Bezirksausgabe Südhannover der Deutschen Volkszeitung und später, kurz vor Freigabe der Lizenzen, die sozialdemokratische Hannoversche Presse (Göttingen). Im einzelnen stellte sich der Göttinger Zeitungsmarkt in den Jahren 1945 bis 1949 wie folgt dar:

Von April bis August 1945 erscheint das Göttingische Mitteilungsblatt als reines Anzeigenblatt, ebenso wie der Nachfolger Anzeiger-Aushang (bis 1949). Vom 1. Juli bis 30. Oktober gibt es außerdem den Neuen Hannoverschen Kurier, das Mitteilungsblatt der Militärregierung.

1946 werden unter britischer Lizenz ab 3. Juli die Hannoverschen Neuesten Nachrichten herausgegeben. Ebenfalls auf dem Göttinger Markt: Das Organ der KPD, die Hannoversche Volksstimme und, ab 19. Juli zweimal wöchentlich, die Hannoversche Presse.

1947 werden weitere überregionale Zeitungen lizenziert, die in weiten Teilen Niedersachsens gelesen werden: Das Blatt der FDP, die Abendpost (6. Februar 1947 bis 3. März 1949) und die Deutsche Volkszeitung, in Celle von der Deutschen Partei herausgegeben (ab 25. März 1947). Ein Jahr später erscheint am 30. April das erste überregionale Abendblatt, die Norddeutsche Zeitung, die im Raum Göttingen bis auf 16 000 verkaufte Exemplare kommt.

III. Zeitungsentwicklung nach Aufhebung des Lizenzzwanges

Trotz einer ersten Lockerung durch Aufhebung der Lizenzpflicht in Form der „General-Lizenz“ der US-Besatzungsbehörden vom 4. Mai 1949, die eine große Zahl von Neu- und Wiedergründungen sogenannter Heimatzeitungen zur Folge hatte, setzte die große Zeitungs-Renaissance erst nach Verkündung der Pressefreiheit am 21. September 1949 ein. So wurden unmittelbar nach diesem Datum im Raum Göttingen/Northeim acht Heimatzeitungen wiedergegründet: Einbecker Morgenpost, Einbeck; Gandersheimer Kreisblatt, Bad Gandersheim; GÖTTINGER TAGEBLATT, Göttingen; Moringer Zeitung, Moringen; Mündensche Nachrichten, Münden; Northeimer Neueste Nachrichten, Northeim; Sollinger Nachrichten, Uslar; und Südhannoversche Volkszeitung, Duderstadt.

Alle diese Zeitungstitel sind auch dem heutigen Betrachter der südniedersächsischen Zeitungsszene vertraut, interessant ist aber, welchen Weg die einzelnen Blätter von ihrem Wiedererscheinen 1949 bis heute genommen haben. Die Entwicklung läßt sich so skizzieren:

„Bis zum Ende September 1949 waren alle aufgeführten Lizenzzeitungen im südlichen Niedersachsen vertreten . . . Die Lizenzzeitungen mit Ausnahme von HP und BZ (Bezirksausgabe in Gandersheim) sowie Kasseler Zeitung (Mündener Kurier) stellten bald ihr Erscheinen ein. Die Leser der Norddeutschen Zeitung waren vom GÖTTINGER TAGEBLATT übernommen worden; die übrigen Bezirksausgaben der Norddeutschen Zeitung wurden noch einige Jahre in Göttingen gedruckt und im übrigen Niedersachsen vertrieben. 1957 wurde die Norddeutsche Zeitung in Hannoversche Rundschau umbenannt.“ (Braun S. 43).

Von entscheidender Bedeutung für die weitere Entwicklung des südniedersächsischen Zeitungsmarktes erwies sich der Aufbau eines Systems von Bezirksausgaben.

Denn nach dem Wiedererscheinen der Altverleger verstärkte sich der Konkurrenzkampf auf den lokalen Zeitungsmärkten im Raum Göttingen/Northeim. Dabei kam der Herausgabe von Bezirksausgaben der beiden dominierenden Zeitungen Hannoversche Presse (neu) und GÖTTINGER TAGEBLATT (Altverlegerzeitung) eine besondere Bedeutung zu, da sie den weiteren Verlauf der Entwicklung auf den Zeitungsmärkten entscheidend beeinflussten. Dazu kamen Bezirksausgaben von fünf weiteren Lizenzzeitungen sowie – im Raum Münden – der Altverlegerzeitung Kasseler Post.

Die erste Ausgabe des GÖTTINGER TAGEBLATT nach 1945 deckte zunächst nur den Bereich der Stadt und einige Umlandgemeinden ab. Täglich wurden in der GT-Druckerei in der Prinzenstraße bzw. am Stumpfbiel etwa 20 000 Exemplare gedruckt. Wenige Monate später erschienen auch Bezirksausgaben für die Landkreise Göttingen und Northeim einschließlich des Verbreitungsbereichs Uslar. Eigene Lokalredaktionen produzierten Wechselseiten, Anzeigenannahmestellen sorgten für die Akquisition von Geschäfts-, Familien- und Kleinanzeigen. Die Northeimer Ausgabe deckte anfangs auch Randbereiche des Harzes ab.

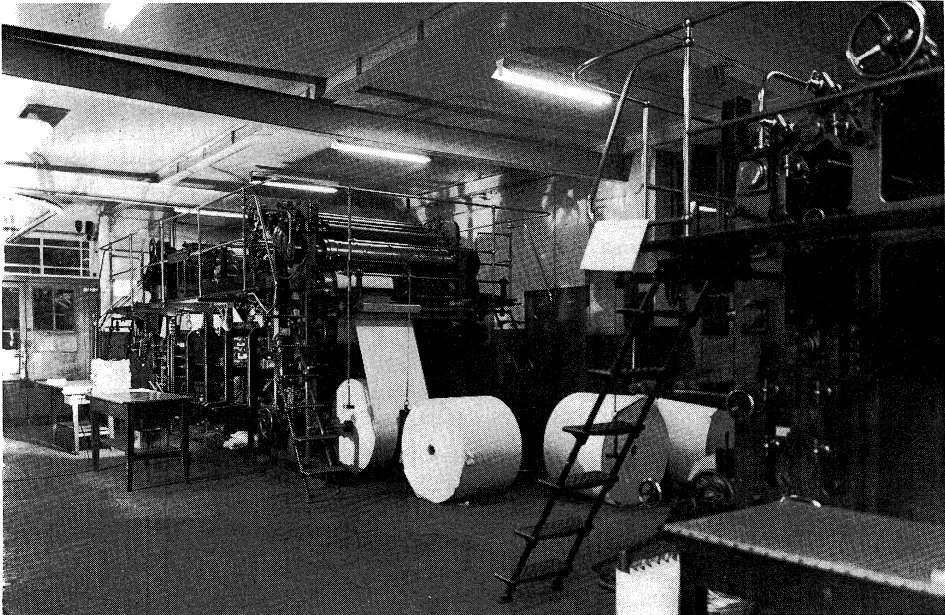
Für die Verbreitungsgebiete Kreisstadt Duderstadt und Untereichsfeld gab das GT 1950 eine eigene Bezirksausgabe heraus. Durch Kauf kamen 1955 die in Bad Sachsa dreimal wöchentlich erscheinenden Bad Sachsaer Nachrichten (Raum Südharz) zum Verlag des GÖTTINGER TAGEBLATT; bald gab das GT auch eine Ausgabe Harz heraus, die im Kreis Osterode vertrieben wurde. Nur geringe Bedeutung hatte eine Bezirksausgabe Münden für den ehemaligen Landkreis Münden.

Schon ab 1. September 1949 änderte die Hannoversche Presse (HP) den Titel ihrer in Südniedersachsen erscheinenden Regionalausgabe in Göttinger Presse (GP) um und gab sich damit einen stärker lokalbezogenen Charakter. Die Zusammenarbeit zwischen den südniedersächsischen Redaktionen und der Technik wurde dadurch erleichtert, daß die vier Bezirksausgaben Göttingen-Stadt, Südhannover, Northeim-Einbeck und Westharz bei der SPD-Tochtergesellschaft Göttinger Druckerei und Verlagsgesellschaft mbH im Maschmühlenweg in Göttingen gedruckt wurden.

Durch das schon vor der allgemeinen Pressefreiheit gut ausgebaute Redaktionsnetz – 1948 verfügte die HP über Redaktionen in Göttingen, Duderstadt, Münden und Northeim, in denen jeweils ein Redakteur, in Göttingen vier Redakteure eine bis drei Lokalseiten täglich produzierten – hatte die Göttinger Presse nach dem 21. September 1949 beste Möglichkeiten im Wettbewerb mit den wiedererschienenen Altverlegerzeitungen. Von großem Vorteil erwies sich auch das bestehende Vertriebsnetz.

Nach 1949 versuchte die HP, sich von der allgemeinen Einschätzung als reine SPD-Zeitung zu lösen; man orientierte sich in Richtung Generalanzeiger-Typ. Das Bezirksausgabennetz umfaßte Anfang der 50er Jahre in Südniedersachsen Ausgaben in den Kreisen Göttingen, Duderstadt, Münden, Northeim, Einbeck und Gandersheim mit einer Auflage von etwa 17 000 Exemplaren. Neben HP/GT gab es in Südniedersachsen zeitweilig vier weitere Bezirksausgaben von Verlagen, die ihren Sitz außerhalb des Raumes Göttingen/Northeim hatten: im Kreis Münden drei Bezirksausgaben der in Kassel erscheinenden Zeitungen und in Gandersheim die Gandersheimer Rundschau der Braunschweiger Zeitung.

Die folgenden Jahre bis etwa 1970 waren eine Konsolidierungs- und Konzentrationsphase. Wie überall im Bundesgebiet sicherten sich die Altverleger und wenige neue Lizenzzeitungen den Markt, bauten ihr Publikationsnetz aus und drängten kleinere Titel aus dem Markt. In Südniedersachsen ergaben sich dabei sehr differenzierte und interessante Konkurrenz- und Kooperations-Strukturen. Stadt und Landkreis Göttingen mögen als Beispiel dienen.



Die alte 32seitige Rotation in der Druckerei Prinzenstraße

Seit seinem Wiedererscheinen am 27. Oktober 1949 hatte das GÖTTINGER TAGEBLATT in Stadt und Landkreis Göttingen seine Position als Erstzeitung gegenüber der einzigen Konkurrenz, der Göttinger Presse, behauptet. Nach einer Startauflage mit etwa 18 000 Exemplaren kletterte die Abonnentenzahl schon nach drei Monaten auf 22 000. Nach Ausweitung der Bezirksausgaben war die Gesamtauflage des GT bis 1955 auf 32 000, 1960 auf 35 000 und 1970 auf knapp 40 000 gestiegen (vergl. GT-Jubiläumsausgabe vom 31. 10. 1964).

Der Marktanteil der GT-Hauptausgabe, die in den Landkreisen Göttingen und Duderstadt vertrieben wurde und dort mit der GP und der Südhannoverschen Volkszeitung (nur im Landkreis Duderstadt) in Konkurrenz stand, wuchs zwischen 1952 und 1970 von etwa 60% auf 80%. Der Anteil der Göttinger Presse schrumpfte im gleichen Zeitraum von 32% auf knapp 20%.

Die Situation 1970 läßt sich wie folgt zusammenfassen: „In den ersten 20 Jahren nach dem Wiedererscheinen der Altverlegerzeitungen hat es im Raum Göttingen/Northeim zu jeder Zeit auf jedem einzelnen Lokalmarkt mindestens zwei Zeitungen mit lokaler Berichterstattung gegeben. In Gandersheim, Münden, Duderstadt, Northeim, im Alten Amt und in Uslar bestand sogar die Wahlmöglichkeit zwischen drei und mehr Lokalteilen.

Auch nach dem Rückgang bzw. Verkauf unrentabel gewordener Bezirksausgaben oder Lokalblätter gab es 1970 im Untersuchungsraum kein Verbreitungsgebiet ohne alternativen Lokalteil, also noch keinen Ein-Zeitungs-Kreis. 1969 war in der Bundesrepublik in fast jedem dritten Landkreis (29,8%) nur noch eine Tageszeitung mit aktueller örtlicher Berichterstattung vertreten.

Dennoch ist festzustellen, daß bis Anfang 1970 bereits zwei der acht Altverlegerzeitungen, die nach der Lizenzfreigabe auf den Lokalmärkten in Göttingen/Northeim angetreten waren, von Konkurrenten übernommen wurden: „die Mündenschen Nachrichten und die Moringener Zeitung“. (Braun S. 62/63).

IV. Entwicklung ab 1970

Die weitere Entwicklung im Raum um das bis 1964 durch Eingemeindung von Weende, Grone, Geismar, Nikolausberg, Herberhausen etc. auf über 100 000 Einwohner angewachsene, also formell zur „Großstadt“ erklärte Göttingen wird publizistisch von neuen Konzentrations- und Kooperationsituationen bestimmt, die auch durch politische Entwicklungen ausgelöst werden.

Denn in die 70er Jahre fällt die Verwaltungs- und Gebietsreform, die besonders in Südniedersachsen uralte Strukturen über Nacht verändert. Aus den Kreisen Münden, Göttingen und Duderstadt wird der neue Großkreis Göttingen, aus Einbeck, Northeim, Gandersheim, Kreiensen und dem Alten Amt der Kreis Northeim.

Im Jahre 1970 übernimmt der Verleger der Hessischen Allgemeinen, Paul Dierichs, die Regionalausgabe Göttingen der SPD-eigenen HP. Die hessische Allgemeine in Kassel war 1959 aus Hessischen Nachrichten, Kasseler Post und Kasseler Zeitung hervorgegangen. Die zuletzt rund 12 000 Abonnenten der Göttinger Presse erhalten künftig die Göttinger Allgemeine, die weiter im Maschmühlenweg redaktionell betreut wird.

Das Blatt steht in Göttingen, Hann. Münden, Northeim und im Solling in Konkurrenz zum GÖTTINGER TAGEBLATT, in Duderstadt bleibt die Konkurrenz EICHSFELDER TAGEBLATT – Südhannoversche Volkszeitung bestehen.

Nach kleineren, aber wichtigen Konzentrationsschritten im Raum Northeim/Uslar Anfang der 70er Jahre fällt die wichtigste und folgenreichste Entscheidung, die den südniedersächsischen Zeitungs- und Pressemarkt bis heute prägt und in Zukunft sicher weiter prägen wird, am 1. Juli 1973: der Verlag GÖTTINGER TAGEBLATT und die Verlagsgesellschaft Madsack & Co. in Hannover als Herausgeberin der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung (HAZ), die bereits im Februar 1973 die Neue Hannoversche Presse übernommen hatte, einigen sich auf eine wirtschaftliche und redaktionelle Zusammenarbeit.

Damit war der HAZ der Einstieg in den südniedersächsischen Pressemarkt gelungen, nachdem sie durch Kooperationsverträge (Mantellieferungen) bereits in Einbeck, Seesen und im Harz vertreten war. Zunächst erwarb die Madsack-Gruppe 84% der Anteile der „Göttinger Tageblatt Gebr. Wurm KG“; seit 1978 ist die „Göttinger Tageblatt GmbH und Co KG“ eine hundertprozentige Tochtergesellschaft des Madsack-Konzerns. Formal firmiert Dr. Heinrich Wurm – sein Bruder, der RA Alfred Wurm war bis 1973 Verlagsleiter – bis heute als einer der Chefredakteure des „Göttinger Tageblatts“; 1973 wurde dann Karlheinz Plikat – 1954 von der dpa zum GT gewechselt – zum 2. geschäftsführenden Chefredakteur berufen; Geschäftsführer der „Göttinger Tageblatt GmbH und Co KG“ wurde Bernd Dedecke (bis 1982).

Mit dem Verkauf des GÖTTINGER TAGEBLATT verschwand die einzige im Raum Göttingen/Northeim existierende Vollredaktion. Vom 1. Juli 1973 an wurde der gesamte Mantel für das GT und seine Bezirksausgaben von der HAZ-Mantelredaktion geliefert. Der Zeitungstitel blieb bestehen. Die Auflagenzahlen des GT und seiner Bezirksausgaben wurden von den verlagsinternen Veränderungen und der Lieferung des neuen Mantels nicht beeinflusst. Die Wettbewerbskonstellation auf den einzelnen Lokalmärkten blieb unverändert.

Zum Jahresende 1973 trennte sich die Madsack-Gruppe von den kostenintensiven Bezirksausgaben des GÖTTINGER TAGEBLATT im Harz. Der zum GT gehörende Verlag der Bad Sachsaer Nachrichten wurde an den Herzberger Verlag Siegfried Jungfer verkauft, der den Harz-Kurier herausgibt. Im Gebiet Bad Lauterberg wurden die GT-Leser von nun an mit dem Bad Lauterberger Tageblatt (Verlag Jürgen Freund) und im Raum Osterode mit dem von Hubert Giebel herausgegebenen Osteroder Kreisanzeiger beliefert.

Zwei weitere Folgen der HAZ-GT-Kooperation mit Langzeitwirkung seien noch erwähnt. Ab Juli 1973 schloß sich auch das Gandersheimer Kreisblatt, das bisher den GT-

Mantel bezogen hatte, dem Mantelverbund der HAZ an. Ab 1. Januar 1974 reihte sich dagegen die Südhannoversche Volkszeitung (SVZ) in Duderstadt in die Reihe der Maternkunden der Hessischen Allgemeinen (zu der seit 1972 auch der Harz Kurier gehört) ein.

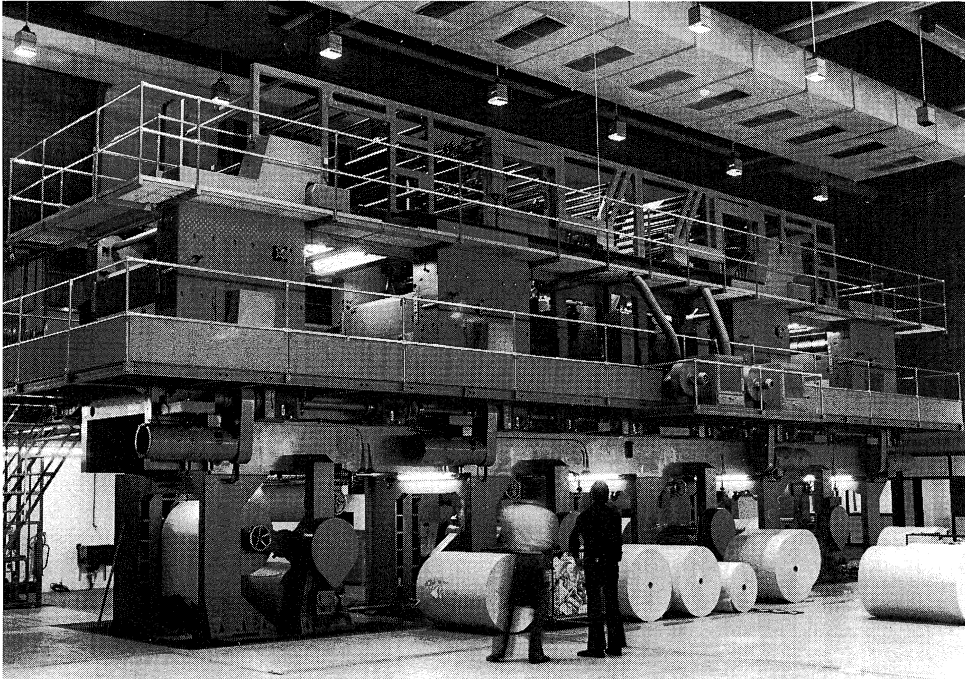
V. Das Schlüsseljahr 1975

Als nächstes Schlüsseljahr in der südniedersächsischen Zeitungsentwicklung gilt 1975. Denn zum 1. Januar dieses Jahres stellte die Hessische Allgemeine ihre Göttinger Ausgabe ein, während das GÖTTINGER TAGEBLATT sein Engagement in den Verbreitungsgebieten Northeim, Uslar/Solling und Hann. Münden beendete. Büßte die HA bzw. GA rund 7000 Exemplare ein, so verzichtete das GT auf rund 9000 Abonnenten.

Die 70er Jahre markieren für das GÖTTINGER TAGEBLATT mit der Konzentration auf den Altkreis Göttingen und das Eichsfeld zugleich den Anschluß an moderne Zeitungstechnik und technischen Fortschritt. Noch zu Zeiten der Verlegerfamilie Wurm hatte das Unternehmen ein Grundstück in Groß Ellershausen in unmittelbarer Nähe der Autobahnabfahrt Göttingen erworben und dort eine Halle für die 64seitige Hochdruck-Rotation errichtet.

1976 wird der gesamte Technische Betrieb in das neue Druckzentrum an der Autobahn verlegt, die Redaktion und Verlag beziehen vorübergehend neue Räume im Gothaer Haus in der Weender Straße, wo sich auch heute noch die Stadtgeschäftsstelle befindet.

1977/78 geht zudem das Zeitalter Gutenbergs im GÖTTINGER TAGEBLATT zu Ende: Kurz vor Weihnachten erscheint die letzte im herkömmlichen Bleisatz hergestellte Ausgabe, moderne Fotosatztechnik löst das alte Verfahren mit seinen klappernden, Hitze ausstrahlenden Setzmaschinen und den schweren „Schiffen“ für den Seitenumbruch ab. Der Verlag schafft es, die technische Innovation weitgehend ohne Verluste von Arbeitsplätzen



Die moderne, 64seitige Rotation in Groß Ellershausen

zu bewältigen; bei der feierlichen Eröffnung des inzwischen von Technik, Verlag und Redaktion bezogenen Druckzentrums am 2. Februar 1979 spricht der niedersächsische Ministerpräsident Dr. Ernst Albrecht von einem „Göttinger Modell“.

VI. Die 80er Jahre

Anders als die 70er Jahre ist die Entwicklung auf dem regionalen Zeitungsmarkt während der 80er Jahre bisher weniger von Konzentration als von Konsolidierung und Kooperation geprägt. Im GÖTTINGER TAGEBLATT übernehmen 1982 Bruno Scholz, Manfred Dallmann und Johann-Bernd Echterling die Geschäftsleitung von Bernd Dedecke, der sich in den Ruhestand zurückzieht.

1984 wird Dr. Rainer Wiese als Nachfolger des pensionierten Karlheinz Plikat neuer Chefredakteur.

Das GT ist ringsherum umgeben vom Erscheinungsbereich der jetzt als HNA (für Hessisch-Niedersächsische Allgemeine) firmierenden Zeitungen aus dem Kasseler Verlag: Mit ihren Ausgaben in Münden, Northeim – hier befindet sich auch die technisch hochmodern ausgestattete „Zentrale“ für Südniedersachsen – und im Solling sowie durch die Kooperation mit der SVZ (in Duderstadt) und dem Herzberger Harz Kurier kommt die HNA in Südniedersachsen etwa auf die gleiche Auflage wie das GT mit dem EICHSFELDER TAGEBLATT.

Veränderungen ergeben sich 1987 im Eichsfeld: Die HNA schließt die traditionsreiche Südhannoversche Volkszeitung und überläßt den Markt ganz dem EICHSFELDER TAGEBLATT. Darüber hinaus ist das Verhältnis von HNA und GT durch Kooperationsbereitschaft geprägt: Beide Häuser beschließen, im Anzeigenbereich und beim verlagseigenen Göttinger Blick zusammenzuarbeiten, um in Südniedersachsen eine maximale Abdeckung zu erreichen. Denn die lokalen Printmedien sehen sich verstärkt der Konkurrenz von fremden Anzeigenblättern und elektronischen Medien ausgesetzt.

Die GÖTTINGER TAGEBLATT GmbH & Co KG, deren persönlich haftender Gesellschafter die Neue-Zeitungs-Verlags-GmbH in Hannover ist, trägt dem durch Expansion und technische Innovation Rechnung. Das Göttinger Haus erwirbt die Göttinger Druckerei- und Verlags-Gesellschaft und damit das Druckzentrum am Maschmühlenweg sowie deren Tochter, den Philapress-Verlag als Herausgeber des Briefmarken Spiegel. Den Wünschen seiner zahlreichen Druckkunden kommt das Haus durch den Bau einer hochmodernen Offset-Rotation entgegen; sie wird am 6. März 1984 eingeweiht.

Der Verlag erweitert seine Aktivitäten um das Anzeigenblatt Sonntag im Eichsfeld, gibt die Basketball-Zeitung heraus und publiziert Bücher aus und über Göttingen und die Region. Die Göttinger Monatsblätter allerdings, eine von Bernd Dedecke und dem langjährigen Lokalchef Heinz Hundertmark gegründete heimatgeschichtliche Beilage, werden Anfang 1985 aus Kostengründen eingestellt; die Göttinger Jahresblätter jedoch erleben im Jahr des 100jährigen TAGEBLATT-Jubiläums ihren 12. Jahrgang.

An der Schwelle zu den 90er Jahren ist das GÖTTINGER TAGEBLATT die einzige Göttinger Lokalzeitung, eine Heimatzeitung modernen Typs, Teil eines landesweiten Presse- und Medienunternehmens, an dessen Spitze mit der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung die Zeitung für Niedersachsen steht. Ihre Heimat ist das Druckhaus an der Autobahn, das über 350 feste Arbeitsplätze bietet, weitere über 300 Mitarbeiter sorgen dafür, daß das GT Tag für Tag pünktlich seine Leser erreicht.

Das vom Geschäftsführer Manfred Dallmann geleitete Unternehmen spielt auch technisch eine führende Rolle und bildet als Druckstandort für das kleinere „Berliner Format“, für zahlreiche Zeitungs- und Zeitschriftentitel und als Teil der Satzkapazität des Madsack-Konzerns neben Hannover und Peine eine der technischen Stützen des Unternehmens.



Das Druckhaus heute

Das GÖTTINGER TAGEBLATT und seine kleine Schwester EICHSFELDER TAGEBLATT präsentieren ihren rund 50 000 Lesern zwischen Dransfeld und Duderstadt, zwischen Nörten und Friedland sechsmal wöchentlich neben dem überregionalen Mantel der HAZ einen modernen, wohlstrukturierten Regionalteil. Stadt und Altkreis Göttingen, der politische Kreis und der geographische Bereich Südniedersachsen sind ebenso präsent wie der Wirtschaftsraum Göttingen/Kassel, gespiegelt an einer Vielzahl von Themen zwischen klassischem Lokalteil und Hochschule, zwischen Wirtschaftsberichten und Lokalsport, zwischen Sonderseiten und einem zwar regional akzentuierten, aber durchaus auch überregionalen Feuilleton.

Das GÖTTINGER TAGEBLATT wird damit grundsätzlich der Bedeutung Göttingens als Oberzentrum gerecht, ohne die Region zu vernachlässigen, und wird sich auf diese Weise auch über seinen 100jährigen Geburtstag hinaus an der Spitze der Medien für die Göttinger behaupten können.

HANS-CHRISTIAN WINTERS

Literatur-Angabe:

Lothar Braun: Entwicklung und gegenwärtige Struktur der Tagespresse im Raum Göttingen/Northeim. Unveröffentlichte Diplomarbeit Göttingen 1977

Mit freundlicher Genehmigung entnommen aus „Göttinger Jahresblätter 1988“

Berühmte Männer aus Neustrelitz

Dr. Ernst Meyer

Es bedarf keines besonderen Hinweises, daß berühmte Männer nicht aufwachsen in einem bestimmten Verhältnis zur Einwohnerzahl einer Stadt und daß es zum andern eigentlich auch selten ein Verdienst eines Ortes ist, einen berühmten Mann hervorgebracht zu haben. Denn der Werdegang solcher Männer hängt in den allerwenigsten Fällen von ihrer Umgebung ab, sondern vor allem von den eigenen Anlagen, die sie bewußt und mit beharrlichem Fleiß entwickelt haben, geleitet von einer starken, bisweilen einseitigen Neigung zu einem besonderen Beruf, der für sie geradezu zu einer Berufung werden kann. Hiernach haben also auch verhältnismäßig kleine Städte einige Aussicht, mit berühmten Männern aufwarten zu können, besonders aber, wenn wir unseren Überblick nicht auf die Zufälligkeit abstellen, daß ein bedeutender Mann in unserer Stadt geboren sein muß, sondern auf die Tatsache, daß er hier seine Jugend verbracht hat und sie ihm dadurch Heimat geworden ist, bevor er seinen Weg in die große Welt genommen hat, die ihm Entwicklungsmöglichkeiten auf dem Gebiet der Wissenschaft, der Technik, der Kunst oder des Handels bot. Das Andenken solcher Männer zu pflegen oder, wenn sie noch in unserer Zeit wirken, die Verbindung zu ihnen aufrechtzuerhalten, bedeutet mehr als ein Haschen nach dem Abglanz des Ruhmes, der in gewissem Ausmaß auch auf die Heimatstadt zurückfällt. Vielmehr ist es ein Stück berechtigten Stolzes, auch der Dankbarkeit und Verehrung, die großen Männern gebührt und in der sich die Nach- und Mitwelt selber ehrt. Unter diesen Voraussetzungen sei im folgenden eine Anzahl von Männern gewürdigt, die in Neustrelitz oder in nächster Nähe geboren oder aufgewachsen sind und auf hiesigen Schulen ihre erste Bildung und Prägung erhalten haben, um dann in der Fremde zu Erfolg und Anerkennung zu gelangen.

Ihre Reihe beginnt mit Heinrich Schliemann (1822–1890), der in Ankershagen bei Penzlin seine erste Jugend verbracht hat und von 1833 bis 1836 die höhere Schule in Neustrelitz besuchte. Bekanntlich wanderte er nach harten Jugend- und Lehrjahren über Hamburg aus, faßte nach einem Schiffbruch in der Nordsee festen Boden in Holland und schuf sich durch seine kaufmännische Tüchtigkeit und seine Kenntnis fast aller europäischen Sprachen in Rußland eine glänzende Existenz, um dann als reifer Mann den in der Jugend empfangenen Anregungen nachzugehen, sich nach ausgedehnten Reisen der Altertumswissenschaft zu widmen und in mühsamer Arbeit die gewaltigen Reste antiker Königsburgen, Troja an den Dardanellen, Tiryns und Mykene in Griechenland, auszugraben und damit Licht in die griechische Vorgeschichte und die kulturellen Beziehungen der Mittelmeervölker zu bringen. Auf dem Carolinum zu Neustrelitz winkte ihm die Einführung in das Wissen um die Kulturwerte der Antike. Zwar mußte er infolge der Verarmung seines Vaters und der Aussichtslosigkeit auf ein späteres Studium bald überwechseln zur Realschule, so daß er hier mit der griechischen Sprache noch nicht in Berührung kam. Da aber die durchweg humanistisch gebildeten Lehrkräfte auf beiden Anstalten im wesentlichen dieselben waren, erfuhr er hier aus Sage und Geschichte der alten Völker so viel, daß er in seinem Wunsch bestärkt wurde, einmal die Stätten der von dem großen Dichter Homer geschilderten Kämpfe zwischen Griechen und Trojanern aufzudecken. Aus dem Studium neuerdings zugänglich gewordener Quellen wissen wir, daß er nicht nur ein vom Glück fast über die Maßen begünstigter Kaufmann und Forscher war, sondern in der Auffassung seiner Ausgrabungstätigkeit geradezu bahnbrechend gewirkt hat. Denn er hat nicht, wie es vor 70 Jahren noch durchweg üblich war, in erster Linie nach Statuen oder gar nach Gold gesucht, sondern nach geschichtlichen Zeugnissen vergangener Zeiten, Palästen, Festungsmauern,

Hausgeräten, Waffen usw. Diese Einstellung ist heute eine Selbstverständlichkeit und maßgebend für alle, die in unserem deutschen Siedlungsraum wie auch in den klassischen Ländern Bodenforschung treiben. Und menschlich bleibt Schliemann für uns und besonders für unsere Jugend bedeutsam nicht nur durch die vorbildlichen Charakterzüge der Willensstärke, der Ausdauer und des rücksichtslosen Einsatzes für seine selbstgewählte Lebensaufgabe, sondern auch durch das starke Gefühl der Verbundenheit mit seiner mecklenburgischen Heimat und nicht zuletzt mit Neustrelitz, das er als Auslandsdeutscher mit zunehmendem Alter immer mehr empfunden und gepflegt hat. In diesem Zusammenhang verdienen auch zwei andere Männer aus Neustrelitz Erwähnung. Einmal der Kandidat und spätere Hilfsbibliothekar Karl Andres, der als Hauslehrer in Schliemann die Liebe zur Antike gestärkt hat, und vor allem sein Schulfreund, der Kaufmann und Bankier Wilhelm Rust, der mit ihm einen ausgedehnten Briefwechsel unterhalten und wohl am meisten dazu beigetragen hat, in ihm die Liebe zur engeren Heimat wachzuhalten. Gerade die Sehnsucht nach Neustrelitz und nach den alten Schulfreunden erfüllte ihn in seinen letzten Lebensjahren besonders stark, und wenn er in der sumpfigen Ebene von Troja in heißer Sommerzeit sich etwas besonders Schönes ausmalte, dann war es der Wunsch, noch einmal wie als Tertianer auf dem Zierker See schlittschuhlaufen zu können. So ist es auch verständlich, daß er zu dem 50jährigen Bestehen seiner Schule wie auch zu dem Ehrentag eines seiner früheren Lehrer namhafte Beiträge stiftete. Obwohl Schliemann also in der Fremde zu Reichtum und Forscherruhm gelangt war, blieb er doch seiner mecklenburgischen Heimat eng verbunden, und der Inbegriff dieser Verbundenheit war ihm nicht zuletzt Neustrelitz.

Neben diesen Mann des Handels und der Forschung tritt aus dem Gebiet der Kunst der Maler Wilhelm Riefstahl (1827 bis 1888), äußerlich verbunden mit Schliemann durch eine Tafel am alten Gebäude des Carolinum, die daran erinnert, daß beide Männer in diesem Haus die Schule besucht haben. An seinem 100. Geburtstage wurde an seinem Geburtshaus eine Gedenktafel angebracht und von dem Landesmuseum im Schloß eine sehr eindrucksvolle Gedächtnisausstellung seiner Werke veranstaltet, in der durch Leihgaben aus privatem und öffentlichem Besitz, unter anderem von den staatlichen Galerien in Berlin, Karlsruhe und Schwerin, eine gute Gesamtschau seines Schaffens ermöglicht wurde. Eine Reihe von Zeichnungen und erster farbiger Versuche zeigte, wie früh sich schon sein Blick für die Weite der niederdeutschen Landschaft entwickelte. In den ersten größeren Werken herrschen Motive aus dem Stargarder Land vor. Die Tollense bei Neubrandenburg bearbeitete er wiederholt, ganz im Sinn der Romantiker, mit menschlicher Staffage im Vordergrund. Einwirkungen von Kaspar David Friedrich werden in einer „Mondlandschaft“ sichtbar; eine „Strandpredigt an der Ostsee“ offenbarte seine Begabung für die große Komposition im Sinne des Malers Schirmer. Über Berlin und Karlsruhe führte sein Weg nach München; zwischendurch schlug ihn Rom eine Zeitlang in Bann. Entscheidend für ihn wurde das Erlebnis der Alpen. In seiner künstlerischen Einstellung gehörte er in den Kreis um Defregger. Von München aus, wo er bald festwurzelte, zog es ihn immer wieder ins Allgäu und vor allem in das damals noch fast ganz vom Fremdenverkehr unberührte obere Passeyertal, das sich vom Jaufenpaß bis nach Meran erstreckt. Dort nahmen ihn die großartige Gebirgswelt und die kernigen Tirolergestalten vom Schlag eines Andreas Hofer ganz gefangen. Monatelang lebte er oft unter Bauern und Hirten. Den Menschen aus dem deutschen Norden zog es hin zu diesen Vertretern deutschen Volkstums an seiner südlichsten Siedlungsgrenze. Den Protestanten regte das kirchliche Leben der Gebirgsbewohner immer wieder zu neuem Schaffen an. So entstanden großformatige Bilder wie „Prozession in St. Leonhard“, „Segnung der Alpen“ und andere, die damals inhaltlich dem Geschmack der Zeit entsprachen, die vor allem aber die Möglichkeit zum großen Bildaufbau gaben. Durch seine farbenfrohe Malart, die in die erste Zeit des sogenannten Impressionismus hineinragt, fand er stets einen harmonischen Ausgleich zwischen der Darstellung der Menschen und der Landschaft, die er beide in ihrer Schicksalsverbundenheit zu gut kannte und liebte, als daß er den einen Teil im Bilde gegenüber dem anderen bevorzugt hätte. Obgleich er als Mecklenburger in Bayern ansässig geworden war und ganz

in der Darstellung der Alpen und ihrer Menschen aufging, fühlte er sich doch immer mit seiner Vaterstadt zu innerst verbunden.

Eines Wissenschaftlers und Lexikographen aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sei noch gedacht, der zwar der großen Öffentlichkeit weniger bekannt ist, dessen Name aber in der Sprachwissenschaft einen guten Klang hat, Césaire Villatte. Von dem Ertragnis seiner stillen Arbeit zehren heute noch all die Tausende, die nach einem zuverlässigen Wörterbuch der französischen Sprache greifen. Wie sein aus Frankreich eingewanderter Vater war er bis zu seinem 1895 erfolgten Tode Professor am Gymnasium Carolinum.

Auf naturwissenschaftlichem Gebiete kann Neustrelitz mehrere Männer von Ruf zu den Seinen zählen. So ist der um die Jahrhundertwende führende deutsche Psychiater Emil Kraepelin (1856–1926) als Sohn des früheren Reuter-Rezitators hier geboren, durch das Carolinum gegangen und nach vielseitigem Studium als Professor 1900 nach München gekommen, wo er bis 1921 die „Deutsche Forschungsanstalt für Psychiatrie“ leitete. Er schuf eine neue Systematik der klinischen Betrachtung auf der Grundlage der Krankheitseinheit und legte diese maßgebenden Gedanken seinem vierbändigen „Lehrbuch der Psychiatrie“ zugrunde, das in kurzer Zeit die für ein wissenschaftliches Werk erstaunlich hohe Anzahl von neun Auflagen erreichte. An seiner mecklenburgischen Heimat hing er sehr und die nach seinem Tode nach Würzburg übergesiedelte Familie pflegte aus seinem Geist heraus bewußt die Beziehungen zu der Geburtsstadt ihres Vaters.

Anfang 1933 verstarb in Berlin der Geh.-Rat Hermann Thoms, der als Gelehrter und Organisator auf dem Gebiete der Arzneikunde seiner Vaterstadt alle Ehre machte. 1859 geboren, arbeitete er sich aus einfachsten Verhältnissen zum Verwalter der Hofapotheke in Weimar empor und wurde dann für mehrere Jahre der wissenschaftliche Leiter der chemischen Fabriken von Riedel. Zu überragender Bedeutung stieg er durch seine 1896 begonnene Lehrtätigkeit an der Berliner Universität. Höhepunkt seines Wirkens war die im Jahre 1902 erfolgte Errichtung des Pharmazeutischen Instituts, dessen Ausbau und Leitung (bis 1927) ihm Weltruf brachte. Sein Organisationstalent und seine literarische Begabung wirkten sich vor allem in der von ihm begründeten „Deutschen Pharmakologischen Gesellschaft“ und in seinem sechsbändigen „Handbuch der praktischen und wissenschaftlichen Pharmazie“ aus. Als einer der ersten deutschen Gelehrten reiste er nach dem 1. Weltkrieg mit seiner treuen Lebensgefährtin um die Erde und warb durch seine Autorität für die Wiederherstellung der Weltgeltung deutscher Wissenschaft. Zu seiner Heimatstadt hielt er durch jährliche Fahrten zum Grabe seiner hier ruhenden Eltern Verbindung. Seine Anhänglichkeit an Neustrelitz und besonders an seine alte Schule kam bei der Errichtung des neuen Carolinum zum Ausdruck durch große Stiftungen und wiederholte Spenden zum Ausbau der naturwissenschaftlichen Sammlung. An seinem 70. Geburtstag hat die Stadt nach ihm eine Straße benannt.

Nach Neustrelitz rechnete sich auch der im gleichen Jahr im besten Mannesalter verstorbene Professor Hans Much, der 1880 in Zechlin geboren wurde und die Grundlagen seiner Bildung dem alten Carolinum verdankte. Er war ein vielseitiger und hochbegabter Forscher und eine ausgeprägte Künstlernatur. Schon als Assistent am Serologischen Institut des Professors von Behring in Marburg trat er mit einer aufsehenerregenden Entdeckung hervor und wirkte seit 1907 richtunggebend als Abteilungsleiter am Eppendorfer Krankenhaus in Hamburg. Neben dem Arzt war er der weltbetrachtende Philosoph und geistvolle Schriftsteller. Der niederdeutschen Landschaft und ihren Bauten ging er einführend und künstlerisch gestaltend in mehreren Werken nach, unter denen das Buch „Die nordeutsche Backsteingotik“ an erster Stelle steht. In seinen philosophischen Schriften wie in seinen Gedichten zeigt sich die ganze Tiefe und Weite dieses Mannes, der als seine Spezialgebiete angab: „Biologie und Tuberkulose, Dichtung, Philosophie und Kunstgeschichte“.

In seinen Anfängen ähnlich und schließlich doch ganz anders in der Entwicklung seines Lebens steht es um den Flugkapitän Hans Werner von Engel, mit dem wir unsere Reihe

beschließen wollen. Er ist der Jugend und allen Flugbegeisterten bekannt als einer der Wegbereiter von Flugverbindungen zwischen den großen Kontinenten über die Meere. Als Sohn des früheren Landrates von Engel ist er 1906 in Schönberg im nordwestlichen Mecklenburg geboren, verbrachte seine frühe Jugend in Mirow und besuchte nach dem Umzug seiner Eltern von 1920 ab das Realgymnasium in Neustrelitz, um nach Fachstudien an der Technischen Hochschule in Berlin-Charlottenburg sich der Fliegerei zu widmen. In zwei Jahren erwarb er die Flugscheine für sämtliche Landmaschinen und für einmotorige Seeflugzeuge und ging zu einer Zeit, da das deutsche Flugwesen noch eingeschnürt war von den Fesseln des Versailler Diktats, ins Ausland. In Abessinien führte er von 1929 ab im Auftrag des früheren Negus Langstreckenflüge zwischen der Landeshauptstadt Addis Abeba und dem Tanasee aus, in Columbien steuerte er von 1931 ab seine Maschine in zahlreichen schwierigen Transportflügen in das zum Teil noch unerforschte Innere des Landes.

So erwarb er sich eine umfassende Kenntnis des Auslandes und sicherte sich eine hervorragende luftfahrttechnische Erfahrung. Wenige Jahre später wurde er von der Deutschen Lufthansa übernommen für die Postflüge über den Südatlantik und wurde ein Jahr darauf eingesetzt zu den Erprobungsflügen für eine regelmäßige Flugverbindung über den Atlantischen Ozean nach Nordamerika. Hier stand er bald in vorderster Linie und leistete mit einem Dornier-Seeflugzeug entsagungsvolle Pionierarbeit. Was bei diesen Erprobungsflügen fliegerisch und menschlich in immer erneutem Einsatz des Lebens von ihm und seinen Flugkameraden geleistet wurde, fand seine Krönung in dem berühmt gewordenen Langstreckenflug Ende März 1938, als er in aller Stille von Bord des Stützpunktschiffes „Westfalen“ südöstlich von Plymouth mit einem Flugboot vom Muster Do 18 startete und nach 43 Flugstunden in Caravellas in Brasilien landete nach störungsfreier Überwindung einer Strecke von 8300 Kilometer. Damit hatte er den bis dahin von dem Italiener Stoppani gehaltenen Weltrekord für Langstreckenflüge von Seeflugzeugen an sich gebracht. Ein wohlverdienter Erfolg der deutschen flugtechnischen Wissenschaft und der sauberen Werkarbeit, die in dieser Maschine verkörpert ist; ein Erfolg aber auch des fliegerischen Könnens und des restlosen persönlichen Einsatzes des Flugzeugführers und seiner Bordkameraden. Zwar ist der jahrelangen Erprobungsarbeit im Dienste der Deutschen Lufthansa über den Nordatlantik der sichtbare Erfolg insofern versagt geblieben, als die Vereinigten Staaten sich der Einrichtung einer direkten Post- und Personenflugverbindung mit Deutschland widersetzen. Männer wie Flugkapitän von Engel finden aber letzten Endes ihre Befriedigung in dem Bewußtsein, ihre Arbeit nicht dem Auslande, sondern ihrem deutschen Vaterlande widmen zu können. Daß dieser Mann in seinen kurz bemessenen Urlaubstagen den Weg in seine alte Schule fand und dort den Jungen in schlichter Weise von seinen Erlebnissen erzählte und sie begeisterte für das deutsche Flugwesen und seine Männer, das hat ihm die Neustrelitzer Jugend nicht vergessen.

Hinter all diesen Männern steht in bescheidenem Stolz die Stadt, die ihnen durch Geburt oder die dort verlebte Jugendzeit Heimat geworden ist, Neustrelitz.

Abendleid

Allens is vergäten,
Wat mi dags hett quält,
Wenn uns Nawer s'abends
Sien Treckfidel spält.

Musing still is worden
Dörp un Hoff un Huus;
Hen un her in'n Schummern
Schütt de Fledermuus.

Ok dei Sünn güng slapen,
Ut dei Wisch stigt Daak;
Sachten treckt dei Käulung
Oewer Feld un Braak.

Un ick bün so selig,
Nicks tau'n Glück mi fählt,
Wenn uns Nawer s'abends
Sien Treckfidel spält.

Ernst Hamann

Hasselnoet

In't Holt tau gaan wier höchste Tied,
Ji hefft en finen Rümer:
Doodriep sünd jo dei Hasselnoet,
Sei fall'n all van de Strümer.

So säut as Bodder sünd dei Karns,
Nu, Leckermuul, kannst naschen!
Ierst proppen wi dat Lief uns vull
Un naast ok noch de Taschen.

Sü, dor is Musch Katteiker ok!
Dei weit se uptobiten
Hei halt se daal, aan sick dorbi
De Bux intweitauren.

Wull hei, ick tuuschte glik mit em,
Ick leet em Schaul un Bäuker,
Bleew oewer Harwst in'n Hasselbusch
Un läwte as Kateiker.

Ernst Hamann

Kirchenglocken läuten über Waren (Müritz)

– 300 Jahre Glockengeschichte –

Von Elisabeth Brüggemann



Graphik Walter Rieck, Heilbronn

I. Die erste Glocke, die wir kennen (1699)

Als im Jahr vor der Jahrhundertwende, 1699 in der zweiten Aprilwoche, die Stadt Waren an der Müritz zum fünften Mal abbrannte, wurden nur das „Alte Rathaus“ und weitere elf Häuser gerettet. Sogar die nahe am Alten Markt stehende Georgenkirche wurde vom Feuer erfaßt: der Glockenstuhl verbrannte, die Glocken fielen herab und schmolzen von der Hitze der Glut, das Hauptgewölbe wurde durchschlagen und stürzte zusammen. Zu der Zeit war die Marienkirche schon lange eine Ruine – sie war im Dreißigjährigen Krieg ausgebrannt. Die Not der Stadt rührte an die Herzen der Mecklenburger: überall wurde Geld gesammelt, damit wenigstens die eine Kirche wiederhergestellt werden konnte. Das Wichtigste scheint gewesen zu sein, daß die Kirche wieder eine Glocke bekam. Wie sollten die Menschen auch sonst die Zeit wissen? Damals hatte man nicht in jeder Wohnung, an jedem Handgelenk eine Uhr! Zunächst hat man sich damit beholfen, daß ein Stadtmusikus mit der Trompete die Gottesdienstzeiten ausrief. Aber schon im November geht in Rostock der Glockengießer Ernst Siebenbaum an die Arbeit, für Waren eine Glocke zu gießen. Zimmerleute haben inzwischen die Glockenstube wiederhergestellt. Am 21. Dezember 1699 kann die neue Glocke in den Turm gewunden werden, am 22. Dezember läutet sie zum ersten Mal. Zum Weihnachtsfest haben die Warener wieder ein Glockengeläut. Da hat die Kirche, auch der Turm, noch gar nicht wieder ein Dach.

Diese Glocke ist die erste der Warener Kirchenglocken, über die wir nähere Angaben haben. Die Einzelheiten verdanken wir allerdings einem anderen Unglück, das nicht nur Waren, sondern ganz Deutschland, ganz Europa betraf: im Ersten Weltkrieg mußte diese Glocke zur Herstellung von Kriegsmaterial abgeliefert werden. Bevor sie verladen wurde, hat Pastor Gronow auf Anweisung des Oberkirchenrates ihre Daten aufgenommen. Er fand



Altes Rathaus - Georgenkirche

Graphik Walter Rieck, Heilbronn

diese große Glocke von St. Georgen, zusammen mit ihrer kleinsten Schwester, auf dem Sammelplatz in der Nähe des Bahnhofs. Da war der Hof des Altstoffhändlers Jakob – heute ist es das Gelände der Baustoffversorgung –, dort stand sie mit vielen anderen, auch denen von St. Marien. Ihr Durchmesser, am unteren Rand gemessen, betrug 1,47 m, die Höhe (mit Krone) 1,45 m. Für das Gewicht finde ich widersprechende Zahlen. Hermann Fanger, Oberpulsant (Glöckner), schreibt auf einen Zettel: 36 Centner (das sind 1800 kg). Eine Glockenfirma schätzt später auf 1700 kg. Pastor Gronow müßte es am besten wissen, denn der Staat zahlte für die beschlagnahmten Glocken pro Kilogramm Bronze 3,— M, dazu 1000,— Mark für Demontage und Transport. Ihm sei der Bronzewert für 1920 kg vergütet worden, schreibt er im Jahr 1925. Ob er sich wohl irrt? Da liegt noch ein Kladdezettel, wohl von Oekonomus Rakobrandts Hand, mit der Aufstellung aller Kriegsablieferungen beider Gemeinden: Orgelpfeifen, Taufschale, Leuchter, Glocken. Daraus ist ersichtlich: Glocke I und IV wogen zusammen 1671 kg. So muß das Ergebnis offen bleiben. – Gestimmt war die große Glocke auf einen Ton zwischen cis und d.

Der Pastor hatte seine Glocke wohl noch nie so hautnah umschreiten und betrachten können wie jetzt beim Abschied. Er entzifferte die Schrift, mit der die Glocke geziert war. Ganz oben stand: „Anno 1699“. Dann: „Soli Deo Gloria“. Darunter: „O Jesu voller Gnaden, bewahre mich vor Schaden.“ Ach, man kann wohl verstehen, daß eine Glocke so betet, wenn sie das Schicksal ihrer Vorgängerinnen kennt! Nun würde auch sie zerschmelzen werden wie einst jene. Mit ihr würden die Namen derer sich auflösen, sie sich auf dem Glockenmantel „verewigt“ hatten: die Namen des Superintendenten, der beiden Pastoren und der zwei Oekonomen. Vor jedem Namen steht ein H, das soll wohl „Herr“ heißen. Der Superintendent hieß Isaac Loescher, und er darf seinem Namen ein M vorsetzen, denn er hat es beim Studium zum Magister gebracht. Sein Amtssitz war übrigens damals noch Parchim, nicht Malchin wie heute. Der dienstälteste Pastor und Inhaber der 1. Pfarrstelle war Joachim Rehfeldt, er latinisierte seinen Namen: Joachimus. Von ihm wissen wir, daß er seit 1677 in Waren amtierte. Zu Pritzwalk in der Mark geboren, hatte er in Jena studiert und mußte bei dem großen Brand auch sein Pfarrhaus in Flammen aufgehen sehen. Die 2. Pfarrstelle hatte Otto Joachimus Havemann inne. Er war seit 1687 in Waren. Havemann stammte aus Sternberg, hatte in Rostock studiert und folgte nach dem Tod seines Amtsbruders diesem in der 1. Pfarrstelle. 1718 ging er in den Ruhestand, drei Jahre vor

seinem Tod. Sein altes baufälliges Pfarrhaus hatte die Feuersbrunst überlebt. Die beiden Kirchenökonomten hießen Joachim (nicht latinisiert, sie waren keine studierten Leute) und Moritz Beteke. Aus dem Visitationsprotokoll von 1705 – hier wird der Name „Bätke“ geschrieben – wissen wir, daß es Vater und Sohn waren und daß Moritz noch vor seinem Vater starb. Außer diesen Namen waren Einzelbuchstaben zu erkennen und ein Wappen zu sehen. Die Buchstaben lassen sich deuten als: Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden Herzog zu Mecklenburg. Dieser Herzog regierte von 1692 bis 1701 über ganz Mecklenburg, dann – nach der Landesteilung von 1701, als Mecklenburg-Strelitz abgetrennt wurde – noch bis 1713 über Mecklenburg-Schwerin. Was der eingeklammerte Name „Otto Zehle“ bedeutet, kann ich nicht erraten. Abgeschlossen wird die Inschrift durch die Bezeichnung des Gießers: „Ernst Siebenbaum aus Rostock gegossen“.

Das war also die älteste Glocke von Waren, die wir kennen. Ihr Alter konnte sie vor der Behandlung als „Kriegsrohstoff“ nicht schützen. Ja, wenn sie vor 1400 gegossen worden wäre! Erst dann galt 1917 eine Glocke als „außergewöhnlich alt“.

II. Eine zweite Siebenbaum-Glocke (um 1700)?

Im letzten Kriegsjahr, 1918, mußte eine weitere Glocke abgeliefert werden, sie trug die Jahreszahl 1769. Aber es muß noch eine Glocke gegeben haben, von der wir nichts Näheres wissen, als daß sie sehr bald nach der ersten angeschafft worden ist. Eigentlich hätte man ja denken können, daß zwischen dem Brand von 1699 und dem Glockenguß von 1769 nur die eine große Siebenbaumsche Glocke in Waren geläutet hat, und es würde einen nicht wundern, wenn die Stadt in diesen 70 Jahren eines mühsamen Wiederaufbaus sich mit einer Glocke begnügt hätte. Aber beim Blättern im Visitationsprotokoll von 1705 stoße ich auf eine unerwartete Angabe: In dem Kapitel „Inventarium der Kirche“ steht – schwer lesbar durch schlechtes Papier und kratzige Feder, aber doch zweifelsfrei – folgender Satz: „In dem Turm sind 2 große und eine kleine Kling Klocke mit gutem Zubehör. Ingleichen ist im Turm eine große Schlaguhre in fertigem Stande, aber ohne Scheibe.“ Das ist sechs Jahre nach der Brandkatastrophe! Da sind also zwischen 1699 und 1705 zwei neue große Glocken in den Turm gehängt worden. Wo ist die zweite geblieben?)

Mit den Siebenbaumschen Glocken hat man jedenfalls Kummer gehabt. Joachim Frank verdanke ich einen Zeitungsausschnitt von 1894. Da heißt es am 14. Mai unter „Waren“: „Unsere große Glocke in der Georgenkirche, aus welcher schon vor nahezu 100 Jahren in Folge eines Sprunges ein Stück herausgefallen, deren wiederholte Reparatur aber nicht von Dauer war, wurde in den letzten Wochen von dem Glockenreparateur Herrn Ohlsson aus Schweden, wohnhaft in Lübeck, repariert (das fehlende Stück eingesetzt). . . . Die Glocke hat einen reinen, ausklingenden Ton bekommen, so daß zur Freude der Kirchengemeinde das frühere schöne Geläute wieder hergestellt ist. Für die Dauerhaftigkeit der Reparatur garantirt Herr Ohlsson.“

Und – Glück muß man haben! – als ich dem früheren Lehrer Hans Schabow, dem kenntnisreichen Heimatforscher, einen Krankenbesuch abstatte und ihm von meiner Arbeit an der Glockengeschichte erzähle, sagt er sofort auswendig dies Sprüchlein her:

„Durch Siebenbaums Betrug und List
ward mein Metall zu schlecht.
Jetzt ist ein Strang um mich gelegt,
nun kling ich wieder recht.“

Ein Strang um mich gelegt – vielleicht war das einer der vergeblichen Reparaturversuche. Aber das Verslein könnte sich auch auf die unbekannt zweite Glocke beziehen, die nicht zu retten war und eingeschmolzen wurde, als man sich ein neues Geläut leisten konnte? Fragen, die noch offen bleiben müssen.

1) Auch Schlie kennt um 1900 nur die eine von Siebenbaum – neben denen von Schultz und Illies. (Band V, Seite 340)

III. Die Glocken von J. V. Schultz (1769)

1769 – siebzig Jahre nach dem Stadtbrand – endlich konnte man es sich leisten. Inzwischen waren die Wohnstraßen der zerstörten Stadt, wenn auch bescheiden, wiederhergestellt. Ein geräumiges Schulhaus war erbaut worden – an der Nordseite von St. Georgen steht es noch heute. Die Ruine der Marienkirche war wenigstens schon unter Dach. Die unsicheren Zeiten der preußischen Kriege waren überstanden. Stadtvernichtende Feuersbrünste würde es nicht mehr geben. Waren begann aufzublühen. Bis zum Jahrhundertende würde St. Marien ihr heutiges Aussehen erhalten. Bis dahin würden auch beide Pfarrhäuser neu erbaut, ein Rathaus am Rande des Neuen Marktes sogar in Massivbauweise errichtet werden. Schon wurden die Kinder nach der neuen Warener Schulordnung unterrichtet, über Freischule und allgemeine Schulpflicht dachte man nach. Die Kirche war Präpositur geworden. Nun sollte die Stadtkirche ein neues, volles Geläut bekommen!



Alte Schule – an der Nordseite von St. Georgen

Foto: Elisabeth Brüggemann

Wieder ist es ein Rostocker Glockengießer, der den Auftrag für zwei Glocken erhält. Von diesen beiden Glocken kennen wir die technischen Daten, wissen aber nichts über Verzierungen und Inschriften. Die größere der beiden hat 800 kg gewogen, Oberpulsant Fanger schreibt korrekt: 16 Centner. Sie hatte einen Durchmesser von 90 oder 113 cm – die Angaben variieren – und war auf f/fis gestimmt. Die kleinere wog etwa 400 kg – 8 Zentner nach Fanger – und maß 89 cm im Durchmesser. Ihr Klang war a bis ais; ein Fachmann sagt später: ein hartes gis. Von dieser Glocke, die im Ersten Weltkrieg als „Läuteglocke“ erhalten blieb, erzählt Pastor Gronow, sie sei im Volksmund die „Armsünderglocke“ genannt worden, weil sie immer dann geläutet wurde, wenn freitagvormittags Abendmahls-gottesdienst mit Beichte war – ein Brauch, der bis 1894 bestanden hat.

Da keine Notizen über Inschriften vorliegen – außer der Mitteilung „Me fudit Johann Valentin Schultz Rostockii anno 1769“ – sehen wir einmal nach, wer in jener Zeit Pastor in

Waren gewesen ist. Magister Darjes starb im Juni des Jahres 1769. Ob er die Glockenweihe noch erlebt hat? Auf jeden Fall war Johann August Hermes da, eine der großen Warener Pastorenpersönlichkeiten. Er war Magdeburger Pastorensohn, hatte in Halle studiert und in den Waisenhausanstalten August Hermann Franckes als Lehrer gearbeitet. 1764 war er nach Waren gekommen und wurde der erste Präpositus (Propst) des Warener Zirkels. Hermes ist einer der wenigen Warener Pastoren, die nicht bis an ihr Lebensende hier blieben. Nach zehnjährigem Wirken durch das unduldsame Kirchenggericht hinausgegrault, hat er noch eine große Karriere vor sich. Er geht, 38jährig, nach Jerichow, dann nach Quedlinburg, wird dort Konsistorialrat und Oberhofprediger und zum 50. Ordinationsjubiläum Ehrendoktor der Universität Helmstedt. Diesem tüchtigen Mann hat also Waren sein schönes Dreiergeläut zu verdanken, das fast 150 Jahre über die Müritz klang.

Wie gerne wüßte man, was für einen Spruch so ein Mann für seine Glocken ausgesucht hat! Denn irgendeine Schrift oder Verzierung müssen die Glocken gehabt haben, glatt waren sie gewiß nicht. Das könnte man sich bei einem so nachdenkenden, auch so frommen Pastor jener Zeit schon gar nicht denken. Aber es gibt noch einen handgreiflichen Beweis. Diese beiden Glocken waren 1917 zunächst in die Kategorie B eingestuft worden; das waren „alle irgendwie verzierten oder mit Inschriften versehenen Glocken“, die also einen, wenn auch nur „mäßigen Kunstwert“ hatten. Gegen Ende des Krieges wurden sie aus der Gruppe B in Gruppe A zurückgestuft, also zu den Glocken ohne jeden Kunstwert, die man beschlagnahmen durfte. Ob Pastor Gronow von diesen Glocken keine Abschriften genommen hat oder ob sie verloren gingen – vielleicht 1945 beim Pfarrhausbrand –, das kann nach dem Warener Aktenbestand nicht ermittelt werden.

IV. Die Glocke des Warener Glockengießers Illies (1842)

Zwischen 1769 und 1917 ist aber noch einmal eine Glocke in den Georgenkirchturm gehängt worden. Nur ein kleines Glöckchen – doch nicht so klein, daß es um eine Kriegseuteignung herumgekommen wäre. Dann hätte es „unter 20 kg“ wiegen müssen. Sein Gewicht war immerhin etwa 75 kg, nach anderen Angaben 90 Pfund (= 45 kg). Diese Glocke wurde 1842 gegossen. Sie ist ein echtes Warener Kind. Der Gießer hieß C. Illies und wohnte in Waren. Die Familie war im 18. Jahrhundert aus Stralsund nach Waren gekommen und betrieb eine Messinggießerei. „Diese Glocke soll die erste gewesen sein, die Illies, damals noch Gelbgießer, in seinem Stallgebäude auf dem jetzigen Bürstenmacher Fuchschens Grundstück in der Rosenstraße gegossen hat. An und mit ihr hat er das Gießen gelernt.“ So schreibt Pastor Gronow 1917. Später wurde die Werkstatt in die Straße verlegt, die noch heute Glockengießerweg heißt. Das Grundstück grenzte mit seiner Rückseite an den Garten der heutigen Konditorei Wurst in der Straße der Freundschaft.

Pastor Gronow, der auch diese Glocke auf dem Sammelplatz beim Bahnhof untersuchte, überliefert uns, daß sie einen Durchmesser von 46 cm hatte und zwischen c und cis klang. Von ihm wissen wir auch die Inschriften. Der Leitspruch ist der gleiche wie bei der großen Schwester. Dort hieß es lateinisch: Soli Deo Gloria. Hier ist dasselbe auf Deutsch gesagt – mit den Worten des Chorals, den die Gemeinde jeden Sonntag singt: „Allein Gott in der Höh sei Ehr.“ Darunter stehen die Namen: C. Conradi, Präpositus – G. Walter, Pastor – J. Martenssen, Oekonomus. Die Buchstaben, die den Landesherrn und Oberbischof bezeichnen, bedeuten: **Friedrich Franz II. von Gottes Gnaden Großherzog von Mecklenburg-Schwerin**. Das ist derselbe Großherzog, der wenige Jahre später die Georgenkirche gründlich renovieren ließ. Das mecklenburgische Wappen ist abgebildet und den Schluß macht die Angabe: „Gegossen von C. Illies in Waren 1842“.

Die Warener Pastoren, die der Glockenmantel nennt, locken uns ein Lächeln ab – der eine wegen der Legende seines Lebens, der andere wegen einer Anekdote. Da ist der Präpositus Conradi. 86 Jahre alt im Jahr der Glockenweihe, war er auf dem zweiten Bildungsweg ins Pfarramt gekommen. In Kröpelin war er 1756 geboren, nach der



St. Marien

Foto: Dr. Elisabeth Brunier

Konfirmation aus der Schule entlassen und hatte das Schuhmacherhandwerk gelernt. Wer mag die Begabung des Jungen erkannt haben? Wer ließ ihn studieren? Es wurde erzählt, der Herzog selbst – aufmerksam geworden durch den fröhlichen Gesang des Schusterjungen, der Stiefel austragend durch den Schloßpark trabte – habe ihn entdeckt und gefördert. – Von dem jüngeren Pastor Walter ist uns eine Antwort überliefert, von der man nicht weiß, ob sie naiv oder schlagfertig war: Als Friedrich Franz II. nach Waren kam, um sich persönlich um die Restauration der Kirche zu kümmern, stutzte er, als er in seiner mecklenburgischen Stadt einen echt sächsisch redenden Pastor vorfand. „Wie sind Sie denn hierher gekommen?“ – so ähnlich mag seine verwunderte Frage gelautet haben. Worauf Pastor Walter treuherzig antwortete: „Mit dr Boscht, Genigliche Hoheit!“

V. Die Glocken von Sankt Marien (1901)

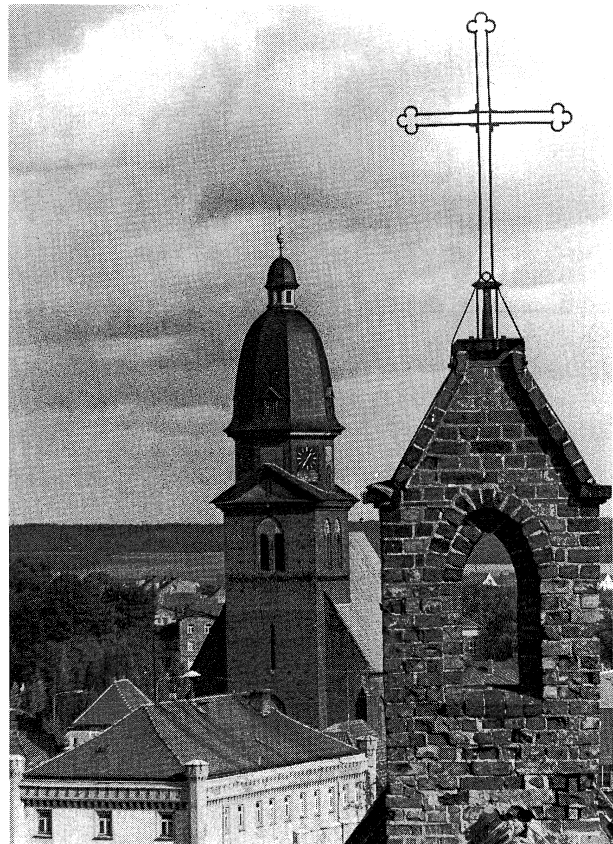
1901 – neue Glocken vereinen ihren Klang mit denen von St. Georgen! Die Marienkirche hat eigene Glocken bekommen. Sie ist jetzt die Kirche einer eigenen Gemeinde. Die bisher einheitliche Warener Kirchgemeinde mit ihren zwei Gotteshäusern und zwei Pastoren ist ab 1. Juli 1901 in zwei selbständige Kirchgemeinden getrennt worden: St. Georgen und St. Marien. Ihre Grenze verläuft da, wo in früherer Zeit die Altstadt – um den Alten Markt und St. Georgen – und die Neustadt – um Burg und Marienkapelle – zusammenwuchsen: am Neuen Markt. Sonntag, den 7. Juli, hält Pastor Starck seine Antrittspredigt als erster Gemeindepastor von St. Marien. Zugleich werden auch die ersten Glocken geweiht. Ihretwegen ist der Kirchturm besonders hergerichtet worden. War auch schon hundert Jahre zuvor auf den gotischen Stumpf der klassizistische Aufbau und der Helm mit Laterne und Schwan aufgesetzt worden, so mußte nun durch Neufundamentierung der Turm so verstärkt werden, daß er Glockenstuhl und Glocken tragen konnte. Das war 1894 geschehen. Vier Bronzeglocken läuteten nun 16 Jahre lang gemeinsam mit den Georgenglocken. Im Ersten Weltkrieg mußten auch von ihnen drei „sich umwandeln lassen in todbringende Geschütze“, wie Pastor Starck in seiner Glockenabschiedspredigt gesagt hat. Nur eine Läuteglocke blieb erhalten.

Pastor Starck hat es nicht mehr erlebt, daß seine Kirche ein neues Geläut bekam. Ihm hat die Niederlage Deutschlands das Herz gebrochen. Mit zitternder Hand beschreibt er in der Marienchronik den Zusammenbruch und den Versailler Frieden. Er sieht darin ein Strafgericht Gottes um der Gottlosigkeit des deutschen Volkes willen. Sollte Gott noch weiter strafen wollen, indem er Gebete nicht mehr erhört? Der alte Seelsorger zitiert den Propheten Jeremia (11, 14): „So bitte du nun nicht für dieses Volk und tue kein Flehen und Gebet für sie, denn ich will sie nicht mehr hören, wenn sie zu mir schreien in ihrer Not.“ Und er fügt hinzu: „Und doch: wir wollen nicht aufhören, mit Gott zu ringen und zu sprechen: Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“ Das ist seine letzte Eintragung. Von der Hand seines Sohnes folgt dann die Schilderung seines Todes.

Der Nachfolger, Pastor Sarnighausen, hat dann sehr schnell, schon 1922, neue Glocken beschafft. Die eine übriggebliebene Bronzeglocke wurde gegen drei Stahlglocken umgetauscht. Sie wurden von der Firma Ulrich Wenk, Bockenem im Harz, geliefert. Sie klingen fis – a – cis und tragen, auf die drei Glocken verteilt, den Spruch:

Hart wie der Stahl ist unsere Zeit
unsagbar schwer des Volkes Leid
Gott, schenke uns deine Barmherzigkeit

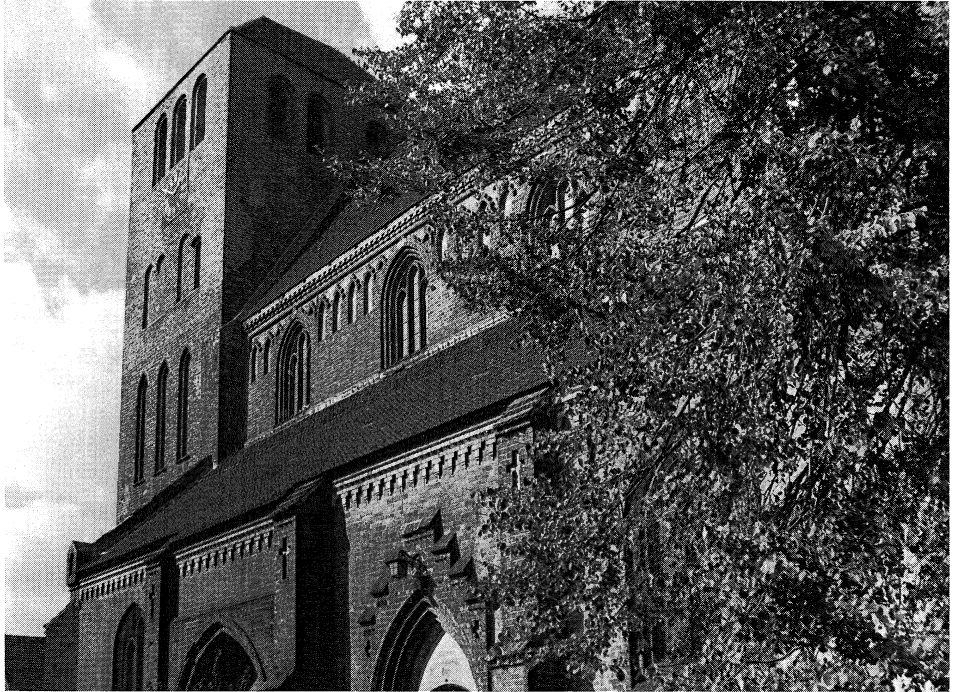
Diese Glocken durften auch im Zweiten Weltkrieg weiterläuten – denn Stahlglocken wurden nicht zu Kriegszwecken beschlagnahmt.



Blick vom Georgenkirchturm
nach Osten auf St. Marien
und das Rathaus
am Neuen Markt
Foto: Jürgen Bogumil

VI. Neue Glocken nach dem Ersten Weltkrieg (1925)

St. Georgen mußte erst die Inflation abwarten, die gleich danach Deutschland heimsuchte, dann nahm auch Propst Gronow Kontakt zu Glockengießereien auf. Darüber ist ein ausführlicher Schriftwechsel erhalten. Mit einem Sachverständigen, der von der Glockenberatungsstelle des Oberkirchenrates empfohlen war, wurde gewissenhaft erwogen, welchen Klang die neuen Glocken haben sollten, damit sie mit denen von St. Marien harmonierten. Auf jeden Fall will man wieder Bronzeglocken haben. Die alte, erhaltene Glocke, der Professor Biehle kein gutes Zeugnis ausstellt – sie gäbe keinen reinen Ton –, wird der Gießerei zum Umschmelzen zur Verfügung gestellt. Drei neue Glocken sollen in reinem d - f - as klingen. Die Firma Linke und Hofmann in Lauchhammer liefert die Glocken am 30. 6. 1925. Der Frachtbrief gibt das Gewicht mit 1315, 723 und 481 kg an. Ihre Durchmesser sind im Liefervertrag genannt: 1,35 m für die größte, 1,13 für die mittlere, 0,96 für die dritte.



St. Georgen (von Südosten)

Foto: Jürgen Bogumil

Dramatisch wird es mit der Bezahlung. Im Voranschlag war von 6–7000 Mark die Rede gewesen. Der Direktor der Höheren Mädchenschule, Dr. Fritz, hielt schon diese Summe für unvertretbar in solch schwerer Notzeit. Doch Pastor Gronow und sein Kirchgemeinderat wollten nun nicht mehr zurück. Eine Glockenlotterie würde gewiß bei Reich und Arm Anklang finden! Dann kamen die Enttäuschungen Schlag auf Schlag: Der Preis der Glocken wurde höher als gedacht. Es stellte sich heraus, daß neue, schmiedeeiserne Joche mit Wälzlager n nötig wurden. Der Monteur mußte bezahlt werden und die Warener Handwerksbetriebe. Um den frachtfreien Transport – vom Staat bei Ersatzglocken für kriegsentsignete bewilligt – mußte erst gekämpft werden; genau noch am letzten Gültigkeitstag kamen die Glocken auf die Bahn. Dann die Enttäuschung mit der Lotterie! Sie wurde vom Finanzamt nicht als steuerfreier „mildtätiger Zweck“ anerkannt. Ein großer Teil der Lose

blieb unverkauft. Amsee lehnte den Vertrieb von Losen unter den Patienten ab. Zudem entschuldigden sich Warener Betriebe, um Spenden gebeten, mit der schlechten Wirtschaftslage. Und wirklich: es war ja auch eine verzweifelte Zeit! Zwar – die Inflation war gebannt, doch das Volk war völlig verarmt. Alle Rücklagen waren dahingeschmolzen, man lebte von der Hand in den Mund.

Und auch die Glockenfirma brauchte ihr Geld! 1000 Mark Vorschuß bei der Auftragserteilung, 2000 Mark nach der Montage, der Rest spätestens nach drei Monaten – so stand es im Vertrag. Daran war gar nicht zu denken! Ein grelles Schlaglicht auf die Wirtschaftslage wirft ein Telegramm vom 8. Oktober:

„lohnzahlung am sonnabend bei werk lauchhammer in frage gestellt wenn
kundenunterstützung ausbleibt
bitte deshalb sofort überfällige 4981,50 mark an werk lauchhammer unmittelbar
abzusenden
lauchhütte“

Das Telegramm kam abends 18.30 Uhr an. Kirchenökonom Rakobrandt schickt am nächsten Tag als Wertbrief nach Lauchhammer 1000 Mark – in 10 Scheinen á 100 Mark! Einen Monat später schickt er auf gleiche Weise noch einmal 500 Mark. So eine Zahlweise kann für die Firma nicht tragbar sein: ab 1. November berechnet sie 10% Zinsen. Wann die Rechnung endgültig beglichen wurde, darüber fehlt in dem Schriftwechsel ein Beleg.

Wer wollte sich darüber wundern, daß in solcher Zeit vom Klang der Glocken Trost erwartet wurde! Wenn die drei Klöppel an die Bronzemäntel schlugen und reine Töne aus den Luken der Glockenstube über die Stadt sandten – dann sollten die zerschlagenen Herzen der Menschen unten in den Straßen emporgerichtet werden aus ihrer Traurigkeit, sollten vom Leid dieser Erde hingewiesen werden auf die Seligkeit, das Leben in Gott. So wünschte es der Kirchgemeinderat. Sie wollten deshalb auch alle mit ihren Namen dabeisein. Außer dem Pastor und dem Ökonom, deren Namen auf der großen Glocke standen, waren auf der zweiten zwölf, auf der dritten sieben Namen von Kirchenältesten eingegossen²⁾. Und der Trost, auf die drei Glocken verteilt, lautete:

Aus Erdenleid
durch Traurigkeit
zur Seligkeit.

VII. Stahl statt Bronze (1959)

Doch auch die mit so viel Einsatz und Mühe erkämpften Glocken von 1925 wurden vom Krieg gefressen. Der Zweite Weltkrieg verbrauchte – mißbrauchte die große und die mittlere. Nur die kleinste, die as-Glocke, blieb erhalten. Sie läutete 14 Jahre lang allein, hing „verloren in dem breiten Glockenstuhl des Turmes“. Sie ist auch heute noch da, die kleine Bronzeglocke – aber sie hat Schwestern bekommen, Stahlschwestern!

Wenn man den Turm der Georgenkirche auf mittelalterlicher Wendeltreppe besteigt, wird man zuerst nach allen Himmelsrichtungen nach draußen schauen. Unten, eng gedrängt zwischen Müritz und Tiefwareensee, liegt der alte Stadtkern. Um St. Georgen herum erkennt man noch deutlich das Straßenmuster der Gründungszeit. Um die Marienkirche sind große Lücken gerissen beim Bau der neuen Verkehrslinien. In die Weite dehnt sich das neue Waren. Fern hinter den Seen grenzen dunkle Wälder die Sicht. Und wir wenden uns den drei riesigen Glocken zu. Aus Stahl sind diese nun, „Hartguß“ ist die Fachbezeichnung. Deutlich lesen wir auf jeder die Jahreszahl 1959. Wir staunen über den gewaltigen Umfang

²⁾ Der KGR Waren, St. Georg 1925, Propst Gronow, Oekonomus Rakobrandt Tiedt, Losehand, Vormeyer, Riemer, Greve, Schlaaff, Brümmer, Herding, Geil, Niemann, Keibel, Schulze Rosenbohm, Ahrens, Schütt, Becker, Papenbroock, Schultz, Bauer



Blick vom Georgienkirchturm
auf Hafen und Papenberg-Stadt
Foto: Jürgen Bogumil

der Glockenkörper. Als wir wieder unten stehen, von außen am Turm emporschauen, die Turmtür und die engen Luken abschätzen, fragen wir uns: Wie hat man die bloß da oben hinauf gebracht?!

Auskunft gibt der Bericht von Pastor Siegert. So beschreibt er den Glockenaufzug: „Es war eine große Freude, als eines Tages im März in den frühen Morgenstunden die neuen Glocken auf einem Tieflader vor der Georgienkirche standen. Da die Turmtür und auch die Turmluken zu schmal waren, mußten die Glocken in mühevoller Arbeit durch das Kirchenschiff in den Turm geschafft werden. Nur wenige Zentimeter war der Mittelgang der Kirche breiter als die größte Glocke. Ebenso war der Transport nach oben mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Die alten Öffnungen, die in den Böden für den Glockentransport vorgesehen waren, erwiesen sich als viel zu klein. So mußten zuerst in zwei Stockwerken des Turmes die Balken ausgewechselt werden und auch der Blasebalg der Orgel mußte abmontiert werden, um den Weg zu schaffen.“

Aber warum mußten denn die Glocken so gewaltig groß sein? Die größte hat 1,66 m Durchmesser, – 1,47 hatte die von Siebenbaum gehabt! Der Durchmesser der mittleren ist 1,37 m und sogar die kleinste mißt noch mehr als einen Meter (1,08). Pastor Peters, in Volkenhagen im Ruhestand lebend, wundert sich, als am Telefon sich eine bekannte Stimme aus Waren meldet: „Ich möchte Sie interviewen, Herr Pastor! Ich brauche ein paar Angaben. Können Sie sich mal zurückerinnern an Ihre Zeit in Waren – als die Glocken angeschafft wurden?“ Prompt und präzise kommt die Antwort: „Ja – das war 1959. Jubilate

59 wurden sie von Dr. Gasse geweiht.“ Ich frage ihn, von wem die Idee ausging, neue Glocken zu bestellen, wer die Sprüche auswählte, wie es mit der Finanzierung war, wie man auf die Tonfolge es – ges – b kam? – Pastor Peters, der mit ganzem Engagement hinter diesem Werk stand, nimmt für sich keine Ehren in Anspruch. Nur die Läuteordnung habe er selbst aufgestellt, alles andere ging vom Kirchgemeinderat aus, wurde von ihm beraten und beschlossen. Die Tonfolge sollte mit der erhaltenen Bronzeglocke harmonieren. Finanzielle Schwierigkeiten gab es diesmal nicht. – „Aber warum sind die Glocken so überdimensional groß?“ – „Es sind ja Stahlglocken“, antwortete Pastor Peters, „die klingen heller. Man muß sie größer machen, damit sie einen tiefen, vollen Ton geben.“ – „Trotzdem verstehe ich etwas nicht: solche riesigen Stahlglocken müssen doch sehr schwer sein. Aber als der Baubeauftragte, Herr Wacks, gebeten wird, statische Berechnungen vorzunehmen, ob der Turm die Last aushalten könne, schreibt er: das sei nicht nötig, diese Glocken seien leichter als die alten. Leichter? Das kann doch nicht stimmen! Ich fand als Gewichtsangaben 2050 kg für die größte! Für die anderen 1150 und 530 kg!“ – Da erfährt man, was die neue Technik kann: „Das liegt an der Aufhängung. Sie hängen ‚in gekröpftem Joch‘ an Stahlbalken. Die Vorrichtung wurde mitgeliefert. Dadurch sind sie oben und unten gleich schwer, lassen sich auch leichter läuten. Die Schwingung nimmt dadurch um 75% ab.“

VIII. Gestern – heute – morgen

Das ist also die vierte Glockengeneration in 260 Jahren. Ernst Siebenbaum, Johann Valentin Schultz, Illies aus Waren – das ist die Zeit, die Schiller festhält in seinem Lied von der Glocke: der Meister mit seinen Gesellen – „von der Stirne heiß rinnen muß der Schweiß“ – im Lederschurz steht er vor der „Form, aus Lehm gebrannt“, tätig und singend, Glockenguß und Lebensweg fromm bedenkend. Genau hundert Jahre nach dem Stadtbrand von Waren hat Schiller sein Glockenlied gedichtet. Seitdem haben fast zweihundert Jahre uns Technisierung, Automatisierung, Elektronik gebracht. Längst zieht kein „Pulsant“ mehr den Glockenstrang: mit einem Knopfdruck bringt Frau Bockhahn, die Küsterin, die schweren Glocken zum Tönen. Das ist unsere Zeit. Bekennen wir uns zu ihr! Bekennen wir uns auch zu der Theologie unserer Zeit und zu ihrer Kirchlichkeit!

Was liegt hinter uns? Wie wird es weitergehen? Überwunden ist die Zeit der Staatskirche, da Thron und Altar aneinander gekettet waren, da die Anfangsbuchstaben des Herrschers auf den Glockenmantel gehörten, der Herzog zugleich seines Landes Bischof war. Im Schwinden ist die Zeit der Volkskirche, da Kirche und Glocken zur Verzierung des Lebens dienten – bei Geburt, Hochzeit, Begräbnis. Heute sammelt sich eine kleine Schar, wenn die Glocken rufen. Eine kleine Schar, die weiß, warum sie kommt – niemand zwingt sie, auch keine Konvention. Eine kleine Schar aber auch, die noch viel lernen muß, der noch viel am mündigen Christsein fehlt, die noch sehr nachdenken muß über das, was diese neuen Stahlglocken zu sagen haben: Die große ruft weit über Stadt und Müritz: „Land, Land, Land! Höre des Herrn Wort!“ Die zweite läutet „Zum Gedächtnis der Toten des Zweiten Weltkrieges“ – aber auch für jedes Gemeindeglied, das diese Erde verläßt: „Ich lebe (sagt Christus) – und ihr sollt auch leben.“ Die dritte ist die Taufglocke. Ob heute eine gläubige Familie ihr Kleinkind zur Taufe bringt, ob junge Erwachsene den Kopf über das Taufbecken neigen: die Taufglocke sagt ihnen Gottes Liebe zu. „Ich habe dich bei deinen Namen gerufen, du bist mein.“ Neben den drei großen Stahlschwestern – der Sonntagsglocke, der Sterbeglocke, der Taufglocke – ruft immer noch das Bronzeglocklein. Als „Betglocke“ verheißt es „Seligkeit“, Ruhe in Gott. Denn unser Herz ist ja unruhig – bis es in Ihm ruht.

Quellen

- Die Angaben über die Glocken der Georgenkirche sind der Akte A I d des Georgenarchivs entnommen; über die Glocken von 1959 der Registratur.
- Über die Glocken der Marienkirche berichtet die handgeschriebene Chronik der Mariengemeinde (Pastor Starck).

Die Glocken der Georgenkirche in Waren (Müritzt)

Glocke	Gußjahr	Gießer	Gewicht	Ø	Ton	Spruch	Namen	Schicksal
I Bronze	1699	Siebenbaum Ernst Rostock	1600	1470	cis/d	Soli Deo Gloria O Jesu voller Gnaden Bewahre mich vor Schaden	Loescher Rehfeld Havemann Beteke, J. Beteke, M.	Abgeliefert 1917
II Bronze	1769	Schultz, Joh. Valentin	830	900 1130	f/fis	(unbekannt)		Abgeliefert 1918
III Bronze	1769	Schultz Rostock	400	890	a/a _{is} (gis)	Me fudit Joh. Valentin Schultz Rostockii		Läuteglocke – In Zahlung gegeben 1925
IV Bronze	1842	C. Illies Waren	75 45	460	c/cis	Allein Gott in der Höh sei Ehr	Conradi Walter Martensen	Abgeliefert 1917
I Bronze	1925	Linke und Hofmann Lauchhammer	1315	1370	D	Aus Erdenleid	Gronow Rakobrandt KGR St. Georg	Abgeliefert im 2. Weltkrieg
II Bronze	1925	Lauchhammer	723	1125	F	durch Traurigkeit	Tiedt Losehand usw.	Abgeliefert im 2. Weltkrieg
III Bronze (Betglocke)	1925	Lauchhammer	481	965	As	zur Seligkeit	Rosenbohm usw. (i. G. 19 Namen)	Behalten als Läuteglocke
I Stahl (Sonntagsglocke)	1959	Schilling und Lattermann Apolda	2050	1660	es	O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort		
II Stahl (Sterbeglocke)	1959	Schilling und Lattermann Apolda	1150	1370	ges'	Ich lebe und ihr sollt auch leben. Zum Gedächtnis der Toten des 2. Weltkrieges		Heutiger Bestand (1989)
III Stahl (Taufglocke)	1959	Schilling und Lattermann Apolda	330	1080	b'	Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein		

Beiträge zur Geschichte der Hexenprozeße und des Aberglaubens in Mecklenburg

Annalise Wagner

1. Teil

Inhalt

Historischer Überblick über Hexen- und Teufelswahn,
Zauberwesen Aberglauben mit Beispielen, Berichten und Deutungen

Eine Gerichtsverhandlung wegen Zauberei

Der Hexenhammer

Erscheinungsformen des Aberglaubens und der Hexerei in Mecklenburg

Wie wurde ein Geständnis erreicht?

Gesetzliche Verordnungen und ihre Folgen

Der Hexenkeller in der Burg Penzlin

Beiträge zur Geschichte der Hexenprozeße und des Aberglaubens in Mecklenburg

„Im Schöße der Kirche gezeugt“, ein Kind der geistlichen Inquisition und mit Hilfe der „Peinlichen Halsgerichtsordnung“ Kaiser Karls des V. (1562) noch rechtskräftig untermauert – so begannen und blühten die „todeswürdigen“ Verbrechen der Zauberei, der Buhlerei mit dem Teufel, dem Aberglauben im Mittelalter, die sich bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts hielten und, was den Aberglauben betrifft, sich noch bis in unsere Zeit erhalten haben. Die Verfolgungswut packte die geistlichen Würdenträger der Katholischen – wie aber auch der protestantischen Kirche, die obersten Gerichtsherren wie auch die Landesfürsten, und es scheint das Kopfprämien-system eine heimliche Rolle gespielt zu haben bei den geistlichen Herren, die dabei mit Sündenablass nicht geizten, um ihre Macht neu zu sichern. Die Kirche brauchte den Teufel, den sie aber nicht erfunden hatte, als wichtigstes Requisite der Erbsünde.

Historischer Überblick über Hexen- und Teufelswahn, Zauberwesen, Aberglauben mit Beispielen, Berichten und Deutungen

In allen Jahrhunderten spielte der Aberglaube bei den Völkern eine Rolle. Erst im Zeitalter der Technik und Naturwissenschaft, der Automation und Atomenergie findet er keine Nahrung mehr. Er allein war der Nährboden für den Hexen- und Zauberwahn. Aus ihm entstand die „schwarze Magie“ mit ihren beschwörenden Zauberformeln, die uns in alten Zauberbüchern (siehe Anhang) noch überliefert sind. Vielerlei Worte, Blicke, Kräuter, Salben, tierische Einzelteile von Spinnen, Kröten, Katzen, Mäusen, Hunden gehörten zum Ensemble der Zauberformel.

Vom Orient und Griechenland wurde die Dämonenlehre weiter verbreitet. Aus ihr wiederum bildete und entwickelte sich ein Teufelskult und die enge Zusammenarbeit mit dem Satan.

Es kann hier auf die sittliche Entartung in den Klöstern, die reiche Fülle kirchlicher Aufzeichnungen im 13. Jahrhundert belehrt uns darüber, nicht eingegangen werden. Der

Teufel nahm vielerlei Gestalt an und verschaffte sich schnell bei sehr sensiblen Naturen Eingang und damit nahm der Hexenwahn seinen Lauf mit der größten Bestrafung durch den Feuertod. Bis ins 16. Jahrhundert hinein wurden Ketzer, Hexen, Zauberer im Namen des Papstes und zur Ehre Gottes dem Brandpfahl übergeben.

Die „Peinliche Befragung“, d. h. die Tortur verschiedenen Grades war ein unerläßliches zuverlässiges Mittel, um aus dem „Schuldigen“ Bekenntnisse und Eingeständnisse herauszupressen, die den Freibrief zum Feuertod lieferten. Sie wurden meist zu einem schaurigen Schauspiel für das Volk an den bekannten Brandpfählen, die meist auf dem Gerichts- oder Galgenberg vor der Stadt standen. An die Stelle der Ketzer, der Abtrünnigen Gottes, traten die Zauberer, die Hexen nach der Reformationszeit. Die Kirche hat sich dieser „Neuen Feinde“ ihrer Macht über 200 Jahre mit Ausdauer und Grausamkeit gewidmet und in ganz Europa sind unzählige Männer und Frauen an den Brandpfahl geschnallt und von den Nachrichtern verbrannt. Wie billig, wie schnell jedermann in den Verruf der Hexerei kommen konnte, haben uns Kirchenbücher und Akten der Gerichte und Universitäten (der Juristischen Fakultäten, bei uns besonders Rostock und Greifswald) überliefert.

Es ist dadurch auch zu einem großen Teil das Mönchswesen so in Verruf gekommen, daß man die Ausschreitungen und Übergriffe auch auf die guten Mönchsorden, die auf dem Gebiet der Kultur und Kolonisation sowie Caritas wertvolle Arbeit geleistet haben, übertrug. Es sei deshalb hier betont, daß nur die Dominikaner und später zum Teil die Franziskaner das Recht vom Papst erhielten, Inquisitionen und Feuertode vorzunehmen. Die Johanniter und Zisterzienser Orden sind die Pioniere im heutigen Kreis Neustrelitz und Neubrandenburg gewesen, die sich in keiner Weise an diesen Hexenprozeßen mit schuldig gemacht haben.

Die Angst der Kleinbürger und Bediensteten, der niederen Stände, wie man damals sagte, vor der Geistlichkeit und auch der weltlichen Obrigkeit, die Angst vor diesen hohen Herren in Ungnade zu fallen, hat sie oft zu dem Schritt der Denunziation verleitet. Daß dadurch sehr oft nicht nur der Denunzierte geopfert wurde, sondern auch ein halbes Dutzend anderer Unschuldiger folgen konnten, Kinder elternlos wurden usw. überlegten diese einfältigen Naturen nicht. Wie leicht es war, auf das Konto der Verfolgten zu gelangen, berichten zeitgenössische Chronisten. Und wie leichtgläubig das Volk war, ist den Menschen unverständlich, die nicht genügende Geschichtskennntnisse besitzen. Ein Verkälben der Kuh; ein Hagelwetter, das das Korn vernichtet, eine Sau, die tote Ferkel wirft; eine Windhose die die Linden auf dem Friedhof stürzt; eine ältere Frau, die plötzlich irre redet (Gehirnsklerose hat); eine schwarze Katze, die in den Brunnen fällt und dgl. mehr waren natürliche Vorgänge, die aber damals als Teufelswerk, Hexerei ausgelegt wurden. Einzelne Gemeindeglieder machten stets Personen namhaft, die bei solchen Vorgängen ihre teuflischen Hände im Spiel hatten, die an einem bestimmten Tag auf dem Blocks- oder Bocksberg (wo der Teufel in Gestalt eines Bockes auftritt) bei dem betreffenden Dorf oder der Stadt gesehen worden waren.

Mitte des 15. Jahrhunderts beginnen in Deutschland die Hexenprozeße Schule zu machen. Es lassen sich viele Orte und Städte nennen, in denen jährlich 30–50 Feuertode feststellbar sind. Konnte jemand damals lesen und schreiben und gehörte dem niederen Stand an, so war er verdächtig, und besaß er dann noch ein Kräuterbuch oder einen medizinischen Wegweiser oder kurz gesagt ein kluges Buch, so war er auf jeden Fall gezeichnet. Erst recht aber dann, wenn er einen sechsten Sinn hatte, hellsehen, weissagen konnte. Die Menschen des 15. bis 17. Jahrh. glaubten schon an eine Weissagung, wenn es sich um natürliche Dinge handelte, die mit einiger Intelligenz feststellbar waren. So z. B., wenn Tiere von der Weide weggelaufen waren, die Dörfler aber glaubten, sie seien gestohlen, ein anderer Dörfler aber „weissagte“, daß sie in Kürze wiederkämen. Dieser Mann war dann verdächtig, weil dies ein „übernatürliches“ Ereignis war, und ein Teufel sich eines (des „Weissagenden“) Dörflers bedient hatte. Solche Menschen mußten ausgesondert werden und zum Verhör gebracht werden. Mit „peinlicher Befragung“ (Folterungen)

wurden ihnen dann ein Geständnis abgerungen. Die Folterungen bestanden in Daumenschrauben, spanischem Stiefel, Strecken, Brennen, Rädern, gebratener Hase (Schale mit glühenden Kohlen unter dem Gesäß), Abbrennen der Haare unter der Achsel (siehe Bauer Rogge, 1700, aus Karstädt bei Grabow).

Ein klassisches Beispiel bietet uns ein Bericht des evangelischen Pastoren E. Beyer (Laage), der sich sehr viel in Archiven über die Hexenprozesse erarbeitet hat und in den „Kulturgeschichtlichen Bildern aus Mecklenburg“ (Meck. Geschichte in Einzeldarstellungen) über Zauberei und Hexenprozesse im evangelischen Mecklenburg (S. 1–131) berichtet. Auch Pastor Musäus war ein eifriger Sammler und Chronist auf dem Gebiet der Volkskunde. Der Prozeß der Frau Schmied aus Ganzkow, der in den Archivakten zu Basedow von Pastor Georg Krüger ausgewertet wurde, soll hier als Beispiel folgen:

Eine Gerichtsverhandlung wegen Zauberei

Aus Archivakten in Basedow zusammengestellt von Georg Krüger, Stargard

Am Sonnabend nach Lichtmeß 1659 kam es zu dem vor kurzem ins Amt gerufenen Pastor Jakobus Roggenbau in Salow der Bauer Joachim Reimer aus Schwanbeck mit der Bitte, er möge ihm das Evangelium St. Johannes abschreiben und ihm die Abschrift mitgeben. Auf näheres Befragen kam heraus: Die alte Schmiedesche hatte ihm durch seine Schwester, des Thieß Gantzkow Ehefrau, geraten, er solle es seiner Frau um den Hals hängen, um so ihre epileptische Krankheit zu heben. Wenn das nicht helfe, solle sie es an einem anderen Orte ihres Leibes verbergen. Der Pastor wies dies Verlangen natürlich mit Entrüstung ab, predigte auch am folgenden Sonntag in Schwanbeck wider solchen Mißbrauch göttlichen Wortes und wies die alte Schmiedesche, die an diesem Tage zum Beichtstuhl kam, vom Sakrament zurück, bis sie ihren bösen Rat bereut hätte. Nichtsdestoweniger war die alte Frau am 1. Ostertag wieder unter den Beichtleuten; der Pastor wies sie erneut zurück, und als sie nur unter Murren vom Altar fortging, rief er ihr nach: „Gott ist mächtiger als alle Teufel, ich will fleißig zu ihm beten, daß dem Satan und allem Bösen gesteuert werde!“ Darauf antwortete die alte Frau: „Mein Teufel hat Euch noch keine Angst gemacht!“ und ging aus der Kirche. – Am folgenden Morgen versuchte die Tochter der alten Schmiedeschen vergeblich den Pastor umzustimmen, er wies den Einspruch zurück, fühlte aber gleich darauf, wie er dem Küster klagte, sich sehr unwohl, so daß er nur mit Mühe sein Amt verrichten konnte. Die drei nächsten Nächte wand er sich in Schmerzen, und es schien ihm in seinen Fieberphantasien, als säße einer auf seinem Bette mit einem glühenden Kohlenfeuer, Zangen würden darin glühend gemacht und der damit gepeinigt. Endlich in der dritten Nacht fühlte er sich von einer süßen und warmen Luft angeblasen, und er sagte den Seinen, wenn es jetzt nicht besser werde, sei es sein gewisser Tod. Er genas und wiederholte den schon in seinen Ängsten ihm gekommenen Verdacht, es möchte die alte Schmiedesche ihn so haben ängstigen und plagen lassen. Diesen Gedanken sprach er nicht nur vor den Seinen aus, sondern meldete ihn auch seinem Patron, dem Landmarschall Cuno Paris von Hahn auf Ramelow, und dieser ließ alsbald die alte Frau, zumal sie ohne dies sehr berüchtigt war, zur Kustodie bringen. Der Notar Adamus Bredtschneider wurde aus Friedland gerufen und am 20. April des Jahres in der Hofstube zu Ramelow die Untersuchung gegen sie eröffnet. Die alte Frau gab über alle ihre Person betreffenden Fragen bereitwillig Auskunft. Sie war in Schwanbeck als Tochter eines Baumanns geboren, hieß mit ihrem Mädchennamen Anna Welscher, war jetzt über vier Stiege Jahre alt und hatte die letzten 20 Jahre seit dem Tode ihres Mannes Chim Schmied, mit dem sie zu Schwanbeck gewohnt, ihr Brot vor anderer Leute Türen suchen müssen. Alls Beschuldigungen aber, als ob sie sonst schon, bei Krankheit von Vieh und Menschen, mit Besprechung und Ratschlägen eingegriffen, wies sie ab, gab auch erst auf energische Ermahnung hin zu, daß sie der Chim Reimerschen solchen Rat gegeben. Gott möge ihr solche Sünde vergeben, sie hätte solches von einer alten Hofefraue zum Werder in Pommern gelernt, welche es einer Magd, so den bösen Anfall gehabt, um den Hals gehalten, wüßte

aber nicht, ob es ihr geholfen, jene wären alle tot. Mit aller Entschiedenheit bestritt sie die Anschuldigungen des Pastor, sie habe nicht gegen seine Vorhaltungen Widerworte gehabt und noch viel weniger sei sie an seiner Krankheit schuld.

Nun wurden Zeugen aufgerufen, und es fehlte nicht an Beschuldigungen, wohlgeeignet, sie in den Ruf einer Hexe zu bringen. Da erzählte der eine, wenn seine Frau von der Schmiedeschen Geld für Kohlpflanzen genommen, bekam sie es alsbald an das Bein und konnte in acht Tagen nicht gehen. Da hat ein anderer sie und ihre Tochter eine Zeitlang im Hause gehabt, und als er ihnen das viele Fluchen und Nachbitten verwies und ihnen das Haus verboten, sind ihm zwei Pferde krank geworden. Da hat eine Dritte in drängendster Erntearbeit die Bitte der Schmiedeschen um Fische abgewiesen und sich gleich darauf ein Splitterchen vom Strohseil in den Finger gestoßen, der barst ihr auf und sie konnte den ganzen Aust keine Arbeit tun. Der Vogt zu Salow hatte die Alte auf der Straße angeschrien. Darauf kam sie ungenötigt in sein Haus, wo sein neunjähriger Knabe schwer krank lag; mit heimlichem Flüstern setzte sie sich vor den Kachelofen; der Kranke wurde unruhig und schrie, sie sollte weggehen; das tat sie auch, aber das Kind starb bald. – Dieser wie alle früheren Zeugen sagen einmütig aus, sie hätten großen Verdacht bei ihrem Leiden und Mißgeschick auf die Schmiedesche geworfen.

Am 22. April wurde ein neuer Termin abgehalten und die Leute aus Roga und Plaatz, wo sie früher gewohnt, über den Ruf der Alten abgehört. Auch hier fehlte es nicht an Aussagen, die sie in den Augen ihrer Richter belasten mußten. Dem Küster hat sie geraten, er sollte gegen Läuse beim Vieh auf vier Orten aus dem Dache Stroh ziehen und das Vieh damit besprengen. Einem andern hat sie geklagt, man habe sie eine Hexe gescholten und ihr vorgeworfen, daß sie ein Pferd habe sterben lassen. Bald darauf ist sie in seinem Garten ertappt, und auf die Frage, was sie da mache, hat sie nur heimlich geflüstert. Seine Immen aber haben fünf Wochen nicht ausfliegen wollen, bis er ihrem Schwiegersohn gedroht, er werde sie braun und blau schlagen – da sei der Bann gebrochen. Einen Knecht hat sie um einen Schilling gebeten. Als er gesagt, er habe kein Geld bei sich, hat seine Brust voller Läuse gesessen. Den Gärtner zu Plaatz hat sie um Saat gebeten und auf seine Absage hat er lange Zeit keine Butter bekommen. Ein Kossate in Schwanbeck hat sie nicht in sein Haus ziehen lassen wollen, und ein Kalb ist ihm abgestorben. Eine Frau in Dahlen hat ihr Butter verweigert, und am Montag darauf hat ihr der Wolf zwei Schweine ganz tot und drei dazu gebissen. – Und an allem, allem sollte wieder die alte Bettlerin schuld sein.

Nach eingeholten Gutachten der Universität Greifswald wurde das Verfahren am 2. Mai fortgesetzt. Alle Aussagen werden ihr vorgelesen, sie bleibt bei der Beteuerung ihrer Unschuld. „Als sie nun in Güte nichts mehr, wie hoch und herzlich sie auch von ihrem Beichtvater, Herrn Jakobus Roggenbau und andern dazu ermahnt worden, bekennen wollen, als daß sie zwar den Priester krank werden lassen, solches wäre aber nur mit Worten geschehen, indem sie, wie sie aus der Kirche gegangen, gesaget: O, Herr Gott, ich habe niemand Leides getan und werde vom Beichtstuhl verwiesen! Das hätte Gott erhöret. So ist sie wieder auf den Boden geführet, woselbst sie bisher gefänglich gehalten und dem Scharfrichter nach Inhalt des Urteils, wider sie zu verfahren, anbefohlen worden,“ Unter den Qualen der Tortur legt die Alte dann das verlangte Bekenntnis ab: Die Meiersche in Roga, die im vergangenen Jahr dort als Hexe verbrannt ist, hat ihr dort einen Geist anvertraut, der hieße Jochim und hätte ein schwarz Kleid an. Bei Anfang der Tortur sei er in Gestalt einer Maus, welche auf dem Boden alle laufen gesehen, von ihr gewichen. Ihn habe sie seinerzeit dem Priester in Salow ins Haus geschickt, der ihn ängstigen und plagen müssen, darum, daß er sie vom Beichtstuhl verwiesen. Der Teufel hätte sie füttern müssen und sie habe mannigfach mit ihm Verkehr gehabt. Auch die übrigen ihr vorgeworfenen Übeltaten gab sie unter den Qualen der Folter zu. Hierauf ist die alte Schmiedesche durch den Scharfrichter wieder auf ihre Lagerstätte gebracht und ihr zu essen und zu trinken hingetragen. Die Richter beschlossen, ihr am folgenden Morgen das peinlich getane Bekenntnis wieder vorzulegen, um es von ihr bestätigen und ergänzen zu lassen. Aber des

Morgens früh um 3 Uhr kamen die beiden Bauern, die man ihr zur Wache ans Bett gesetzt, voll Schreckens herunter, und der eine berichtete, „daß die Schmiedesche über Nacht groß Lärmen gehabt, nun aber gar stille geworden. Und ob er ihr wohl zugeredet und gesagt, weil der Morgen anbreche, sollte sie beten und Gott um Verzeihung ihrer Sünden berufen, so wollte sie ihm doch nicht mehr antworten.“ Pastor, Bauern und Hausgesinde stiegen auf den Boden und befanden, „daß die Schmiedesche mit dem Kopfe und Halse auf dem Bette niedergebückt gelegen und tot gewesen“.

Auch Pastor Musäus ist in seinem Amtssprengel den Hexenprozeßen nachgegangen (siehe Jahrbuch für Geschichte und Altertumskunde in Mecklenburg, Bd. V. Seite 74 u. ff.) Der „Gorower Fall und die Hexe von Hastorf (1669–1697) sind charakteristisch und sollen deshalb neu wiedergegeben werden.

Im Jahre 1697 am 28. April ist Trien Thielemanns, seligen Hans Schlorffers Witwe in Hastorf, Zauberei halber verbrannt worden. Das soll so zugegangen sein: Trina Schlorff wohnte zu Hastorf und setzte durch Zauberei die ganze Gegend in Schrecken. Sie konnte dünnes Bier dick machen wie eine Leber, so daß man es auf einem Stocke forttragen konnte. Sie hatte auch den bösen Blick und tötete durch bloßes Ansehen junge Gänse. Das kann ein angeborenes Talent sein. Man kann es sich aber auch unbewußt erwerben, z. B., wenn man beim Segensprechen in der Kirche sich umsieht. Man kann aber auch redlich mit dem Teufel in einem Bündnis stehen. Trien hatte nun den Schwarzen wirklich zum Freunde. Das Ding wurde nun sehr arg, und der Inspektor von Neuhof mit zwei Gerichtsdienern arretierte sie. Als diese Trien fortführten, pflügten am Wege zwei Bauern. Der Inspektor verspricht Trien arglistigerweise die Freiheit, wenn sie ein Kunststück macht, z. B., jene Bauern zum Stillstehen bringt. Trien macht ihre Zauberei, und der eine von den beiden Bauern kann nicht weiterpflügen. Auf die Frage, warum der andere weiterpflüge, erwidert sie, derselbe habe am Joch einen Stiel vom Kreuzdorn, und deshalb sei ihre Zauberei machtlos. Durch dieses Kunststück war deutlich bewiesen, das Trien zaubern könne. Wort wurde ihr nicht gehalten, und sie wurde vor Gericht gebracht. Nach langer Gefangenschaft zu Neuhof wurde für sie ein Scheiterhaufen aufgerichtet. Auf dem Fußsteige von Hastorf nach Neuhof, rechts davon, wurde ein Pfahl eingerammt, der noch in unserer (Mussäus') Zeit unter dem Namen „Smökpahl - Brandpahl“ dastand und jetzt gestohlen ist. Ein Faden Buchen Kluftholz wird um den Pfahl gelegt und Trien mit einer starken eisernen Kette darangebunden. Vorher bittet sie den Richter noch, ihren roten Rock ausziehen zu dürfen, damit ihre kleine Enkelin denselben erhalte. Man verspricht es ihr auch. Beim Anzünden des Holzes singt sie: Ach Gott und Herr, wie groß und schwer sind mein begangne Sünden usw. Sie behält guten Mutes durch Beistand des Teufels; als aber das Feuer an die Füße kommt, fliegt der Schwarze ihr in Gestalt eines schwarzen Vogels aus den Schuhspitzen heraus. Da verliert sie den Mut, heult entsetzlich, zerrt an der Kette, bis der Rauch ihr zum Halse herausgeht und die Flammen über ihr zusammenschlagen. Den roten Rock, den sie für ihre kleine Enkelin hinterlassen hatte, hat man klüglich nachher auch verbrannt. – Eine unabsehbare Menge Zuschauer aus Rostock, Bützow, Wismar usw. ist zugegen gewesen. Alle Felder der Franz Radderschen Hufe in Hastorf sind voll von Menschen gewesen, die dem fürchterlichen Schauspiel beigewohnt haben. – Dies geschah, als Johann Jakob Vischer aus Culmbach in Franken, früher vier Jahre Prediger zu Rostock und Wulfshagen, in Hastorf Pastor war.

Die Verbrennung von Trina Schlorff, geborene Thielemanns, war die letzte Hexenverbrennung in Mecklenburg. Also in Mecklenburg war Margarete Genseke aus Hohenfelde das erste und Trien Thielemanns aus Hastorf das letzte unschuldige Opfer einer vom Hexenaberglauben tief befallenen Menschheit. Selbst die juristischen Fakultäten zu Greifswald und Rostock haben verschiedentlich ihr Urteil und ihre Zustimmung zu Folterungen und Verbrennungen von Hexen in Mecklenburg abgegeben. Soweit ging die Verblendung und Narretei im Hexenaberglauben.“

Damit sind wir schon mittendrin in der Geschichte des Hexenwesens in Mecklenburg. Es können hier nur einige Fälle aus dem reichen Material herausgegriffen werden. Sie ähneln

sich fast alle. Wer weiter ein beredtes Bild über die Blütezeit des Hexenwesens und ein beispielhaftes Einzelschicksal einer armen Frau kennen lernen will, einer Frau die als „Hexe“, aber auch als Hexe leben und sterben mußte, der lese den historischen Hexenroman von Ottomar Enking: Tillsche Schellwegen, der in Wustrow, Dierhagen und Ribnitz spielt und sich getreu an die historischen Fakten hält. Hier handelt es sich um eine Denunziation des Küsters Joh. Hermann Holste, eine faustische Natur, die nach abenteuerlichem Leben auf das Fischland nach dem dreißigjährigem Krieg verschlagen wird. Holste überliefert Tillsche Schellwegen wegen Zauberei dem Brandpfahl. Hier handelt es sich um einen Grenzfall in der weiblichen Psyche: Hellscherei und übersinnliche Heilkräfte machen die Frau verdächtig. Selbst der kluge Holste verfällt zeitweise der „schwarzen Magie“ und geht eine Buhlschaft mit dem Teufel ein. Als er sich wieder frei macht, schlägt er den falschen Weg ein, um sich „rein“ zu waschen und bezichtigt die Tillsche der Zauberei. Ein anderer aufschlußreicher und wertvoller Hexenroman ist der des pommerschen Pastor Meinhold: die Bernsteinhexe, (Maria Schweidler) die aus Usedom in der Zeit des 30jährigen Krieges spielt (1843 in Leipzig erschienen), auch hier ist der Stoff alten Kirchenbüchern und Gerichtsakten entnommen. Nach den letzten Forschungen ist der Meinholdsche Hexenroman ein Phantasieprodukt. Es ist aber so überzeugend urkundlich dargestellt, der Verfasser tritt vollkommen hinter seinen Bericht zurück, daß man der realen Kleinmalerei Glauben schenkt.

In all den vielen tausend Fällen (vom 13. bis 16. Jahrh. ist die Millionenzahl in Europa weit überschritten) der Brandtote wegen Zauberei und Hexenwesen sind zum großen Teil Menschen geopfert, die sich nicht mit der Dumpfheit und Unwissenheit ihrer Mitmenschen zufrieden gaben, die nach Wahrheit und Erkenntnissen trachteten und auf dem Wege dahin waren, sich aber oft in ihrer Naivität in den ihnen gelegten Fallstricken der Kirche und Amtshoheiten verstrickten. Jeder kühne Schritt einer Behauptung irrealer Dinge konnte ihnen Gefängnis und Tod einbringen, denn es war sträflicher Hochmut, wenn sich einer aus dem niederen Stand in die Privilegien der Magister und Theologen mischte. Krankheiten aller Art bei Mensch und Vieh, Gewitter, plötzliches Sterben von Mensch und Vieh, Geistesverwirrungen, Muttermale u. v. a. m. wurden damals als Teufelswerk und Schuld eines Menschen, der mit dem Teufel Buhlschaft hatte, wie es damals genannt wurde, ausgelegt. Aus persönlicher Rache brachte dieser oder jener einem Menschen Unglück oder ein ganzes Dorf in Not, wenn ihm nicht bei irgendeiner Verfolgung beigestanden worden war. Der Einzelne spielte im Mittelalter, der Renaissance- und Barockzeit in den niederen Ständen keine Rolle. Dieser Stand setzte sich aus Handwerkern, Bauern und Tagelöhnern zusammen, die meist alle von der Hand in den Mund in Mecklenburg lebten. Einfluß auf sie hatte der Adel, die Geistlichkeit, die Magister der Universitäten, der Landesfürst, die Stadtrichter und Bürgermeister, Gesetzgeber, Richter und „Wohltäter“, „Seelsorger und Beichtväter“, Brotgeber, Besitzer und Lehrer. Äußerungen nach Mehrwissenwollen wurden als Ketzerei, Abfall von der Einfältigkeit eines Gotteskindes, geistiger Hochmut ausgelegt.

Um aber nun eine rechtliche Handhabe und Unterlage in der Aburteilung zu haben, wurden die Dominikaner Jacob Sprenger und Heinrich Institor beauftragt, ein kirchliches Strafrecht auszuarbeiten, das in dem berühmten Hexenhammer, einem Strafgesetzbuch seinen Niederschlag fand.

Der Hexenhammer

Dieses Strafgesetzbuch bestand aus drei Teilen. Im 1. Teil wurde die Wirklichkeit der Hexerei aus der Bibel und dem kanonischen und bürgerlichen Recht erwiesen. Das Leugnen der Hexerei wurde als Ketzerei ausgelegt. Dem weiblichen Geschlecht wurden alle schlechten Eigenschaften zugesprochen: Umgang mit Dämonen, auch seien sie aller Teufelskünste fähig. Im 2. Teil werden Beispiele angeführt, wie die Zauberer mit dem Teufel arbeiten. Im 3. Teil wird das richterliche Verfahren gestreift, das den weltlichen Gerichten und dem Bischof überlassen werden muß. Anklage im üblichen Sinne gibt es

nicht, ebenso keine Verteidigung. Dafür wird aber die Denunziation empfohlen und öffentlich propagiert um des Glaubens willen!

1487 war dieser Hexenhammer von Maximilian I. und Papst Innocenz VIII. unterschrieben und geistliche wie weltliche Obrigkeit arbeitete von nun an zusammen und führte unzählige Frauen und Männer an den Brandpfahl. Der größte Menschenquäler, der 44 Jahre seines Amtes in dieser Zeit waltete, war der spanische Dominikaner und Generalinquisitor Nicolaus Eymericus.

Wie eine Pestilenz begann sich jetzt der Aberglaube auszubreiten und in die Hirne der Menschen einzufressen. Die Kirche hatte sich mit diesem Gesetzbuch selbst ins Fleisch geschnitten, indem sie Glauben an Dämonen und Teufel sanktionierte und als existent darstellte und gegen sie als Feinde Nr. 1 zu Felde zog.

Erscheinungsformen des Aberglaubens und der Hexerei in Mecklenburg

Grundlage für dieses Kapitel bildet in der Hauptsache die Arbeit Pastor Beyers „Mitteilungen in den kulturgeschichtlichen Bildern in Mecklenburg“, Verlag W. Süsserott, Berlin 1903.

Brauchtum und bäuerliche Sitten im ländlichen Alltagsleben spielen hier eine große Rolle: Verbot der Wäsche in den Zwölfen (vom 25. XII. bis 6. I.), Brot durch Kreuzzeichen segnen, bevor es angeschnitten wird, der Eulenruf beim Wohnhaus, keine Eierschalen unzerdrückt auf dem Teller liegen lassen usw. Diese und viele andere harmlose mecklenburgische Bräuche trugen aber den Keim für weniger Harmloses in sich. Das Stillen und Böten¹⁾ (bei Rose, Flechten, Blutungen, Warzen, kaltem Brand etc.) meist vom Vater auf die Tochter oder von der Mutter auf den Sohn vererbt, oft auch durch Veranlagung und Begabung von einer einfachen Frau aus dem Dorf übernommen und angelernt. Stets geschah das Besprechen (= Böten) und Püstern (= Stillen) bei Krankheiten im Namen der Dreieinigkeit, des Gottes, Vaters, Sohnes und Heiligen Geistes. Es geschah im Geheimen und war den Pastoren und Ärzten recht unangenehm, weil die höchste Majestät eine Rolle dabei spielte oder vielmehr spielen sollte. Deshalb hatten die Geistlichen die Aufgabe, das Stillen und Böten strafrechtlich zu verfolgen. Die Sprüche, die dabei angewendet wurden, sind uns überliefert. (Siehe Anhang, Texte aus dem Zauberbuch des Goldschmieds Gideon Sponholz, Neubrandenburg, dem bekannten Fälscher der Prillwitzer Idole).

Wassersucht (Suchtenbrechen) wurde z. B. so „geheilt“: Holz von sieben verschiedenen Holzweigen auf das Wasser der kranken Körperteile legen, dazu dann einen bestimmten Vers sagen etc.

Stillen und Böten wurden stets zum Guten angewendet, um Krankheiten zu heilen. Aber es gab auch die sogenannte schwarze Magie mit ihren Sprüchen und gefährlichen Mitteln. Sie wurde oft angewandt, um einen Dieb festzustellen. Der Gebrauch von Wahrsagemitteln wurden schwer bestraft und sogar im Landeskatechismus von 1717 werden noch alte verbotene Bräuche, wie Sieblaufen, Kristallsehen, Erbschlüssel erwähnt. Darüber hat Pastor Musäus geforscht und im Jahrbuch von 1840, V. Bd. Aufzeichnungen gemacht, die aber Pastor Beyer für nicht immer original hält, jedoch weiß er auch keine andere Erklärung zu geben. Es würde zu weit führen, auf die vielerlei Mittel und Maßnahmen hier einzugehen, die bei Besprechungen, Krankheiten aller Art vorgenommen wurden. Der Phantasie des Volkes waren keine Schranken gesetzt und über die alten Zauberbücher können wir heute nur noch den Kopf schütteln. Freude an der Schädigung der Mitmenschen, sei es aus Rache oder Sadismus, auch der Glaube an die Zauberberäuche und Sprüche, die Freude an der Bosheit, verbunden mit einem ausgeprägten Geltungsbedürfnis, bildeten einen guten Nährboden für die „Strafbare Tätigkeit der Hexen“. Ihre Schuld in zahllosen Missetaten abergläubischen Charakters ist kaum aufzuzählen, und es kann auch hier nicht darauf

¹⁾ das Wort Böten oder Bußen kommt von Bot, Gebot, Spruch

eingegangen werden. Eine Rolle dabei spielten auch die Zaubergetränke und die „Güsse“. Es werden Schlangen, Kröten, Spinnen, Eidechsen, Urin, ein weißer Stock, die Weidenrute, die Maus, der Stechapfel, das Binsenkraut, Wasserschierling, Haare aus der Achsel eines Menschen u.v.a. als unentbehrliche Substanzen für ein unvorstellbares Gebräu, das meist mit Bier vermischt wird, vermischt. Bei all diesem Tun spielten die bergigen Hügel in der Umgebung eines Dorfes oder der Stadt eine wichtige Rolle. Sie wurden als Treffs der weiblichen und männlichen Zauberer oder „Hexen“ und zur Anlernung der Junghexen aufgesucht und Blocks- oder Bocksberge oder Bockswiesen genannt. Hierbei sei an das Bocksbergfest in Röbel erinnert, wo die Hexen auf schwarzen Schafböcken zum Tanz ritten, um dort mit dem Teufel zu feiern.

Schon die üble Nachrede, irgendwann einmal über den (Blocks)berg gegangen zu sein, genügte, und haben es 2 oder 3 Frauen gar gesehen, so war der Hexenprozeß mit Ausgang des Brandpfahls gesichert und die Buhlschaft mit dem Teufel bewiesen.

Ein weiteres typisches Erkennungszeichen war das nomadenhafte Leben der sogenannten Hexen, meist rothaariger Frauen, die gern von Ort zu Ort zogen. Aber dies „gern“ war natürlich ein Trugschluß, denn überall war heißer Boden für solche Frauen, wenn sie erst in ihrer neuen Umgebung bekannt wurden. Ein anderes Prüfzeichen, ob sie wirklich Hexen waren, war die sogenannte „Wasserprobe“: Über Kreuz wurden Arm und Beine (Zeh und Daumen) zusammen gebunden, dann wurde die Frau an einem langen Strick ins Wasser gelassen. Ging sie unter, war der Beweis ihrer Unschuld erbracht, schwamm sie oben, war sie schuldig („es ist sie darauf den 22. dieses zu mittags aufs Wasser gesetzt, hat oben geflossen, welches jedermännlich angesehen“). Auch ein Muttermal, besonders am Kopf, war höchst verdächtig und wurde oft zum Anlaß der Verfolgung genommen.

Wie wurde ein Geständnis erreicht?

Im 16. Jahrh. gab es doch schon einige Fälle, in denen mutige Verwandte und Freunde einer „Hexe“ zum Beistand als Verteidiger auftraten und energisch die Unschuld der Angeklagten beteuerten und hartnäckig um ihre Freilassung kämpften, auch in einigen Fällen Erfolg dabei hatten. In gleicher Zeit wurden in Mecklenburg stets die juristischen Fakultäten von Rostock oder Greifswald um „Erkenntnis“ angesucht und nach deren Urteil wurde dann verfahren. Die Fakultät sprach in den meisten Fällen nicht sofort das endgültige Urteil, sie arbeitete erst mal mit Verbal- dann mit Realterrition und je nach dem diese ausfielen, wurde dann das Urteil gefällt.

Die Verbalterrition war ein Abschreckungsmittel. Der Nachrichten oder Frohner mußte die verschiedenen Folterinstrumente und ihre Anwendung der Angeklagten vorführen: Daumenschrauben, spanische Stiefel etc. Manchmal war dann schon die „Hexe“ geständig, wenn nicht wurde die Realterrition vorgenommen: d. h. die Instrumente wurden praktisch an der Hexe in Tätigkeit gesetzt. Hiernach war in fast allen Fällen ein umfangreiches Geständnis die Folge, da diese Torturen unerträglich waren. Man nannte diesen Akt die Peinliche Befragung. Aushalten kann der Mensch solche „Befragung“ nur 10 Minuten, aber die Überlieferung spricht von „mildesten Richtern“, die über eine Stunde ihr grausames Handwerk betrieben. Widerstand eine Frau längere Zeit, so war sie vom Satan gestärkt, verfiel sie in Ohnmacht durch die Qualen, so behauptete der Richter dasselbe, und legte sie schon vor der Tortur ein Geständnis ab, so war auch das verdächtig und die Folterung setzte trotzdem ein (siehe Beyer, S. 24)

Gesetzliche Verordnungen und ihre Folgen

Eine Verordnung des Herzogs Gustav Adolf von Güstrow von 1661 unterstützte die Polizeiverordnung von 1572. Sie befahl der Ritterschaft und den Städten hart zu verfahren und ohne Ansehen der Person die „peinliche Gerichtsbarkeit“ durchzuführen. So ist gerade in Güstrow eine Blüte der Hexenprozeße festzustellen. Besonders bekannt wurde der

langjährige Prozeß gegen den elfjährigen Jungen Hans Evert, wobei der Schulze aus Glasewitz und Karsten Priess eine besonders unrühmliche Rolle spielen. Dieser ganze Prozeß ist in Bezug auf die Geistlichkeit sehr interessant in seiner Psychologie, aber auch in Bezug auf die Ratsherren und die Großmutter des Jungen (siehe ausführl. Bericht Meckl. Monatshefte 1939, Märzheft, S. 105–114). Eine Erläuterung erübrigt sich deshalb hier. Die meckl. Polizeiverordnung von 1572 lautet:

„Uns kommen auch Klagen für, daß in Unsern Fürstenthumben, sich große Ergernüsse und Mißbreuche Gotlichsworts, durch Zaubern, Beschwerden und teuffelisch warsagen, zutragen. Dadurch unsern unterthanen zu Abgotterey, Affberglauben und schaden geführt werden. Demnach ordnen und wollen Wir, do jemandt, wes Standes der were, sich des warsagens oder anderer zauberey, befleißten und dadurch den Leuten Schaden und ungelück zufügen würde, das derselbige mit dem feuer gestraffet werden soll. Wo aber jemandt zauberey gebrauchet und damit niemand schaden gethan hätte, der soll sonsten nach gelegenheit der Sachen gestraffet werden.“

Es war keine Seltenheit, daß manches Dorf 5–15 Opfer und manche Stadt im Laufe der Jahre mehr als 30 Menschen an den Brandpfahl lieferte. Der Kirchenhistoriker David Franck, Sternberg, berichtet in seinem Werk „Altes und Neues Mecklenburg“ mehrfach darüber. 1669, im 14. Buch, S. 239 „man habe noch nach 50 Jahren Brandpfähle genug gesehen, an welchen solche unglücklichen Leute hingerichtet wurden. Selbst Prediger wurden dieses Lasters beschuldigt und in Inquisition gezogen.“ Buch I. S. 124 „Es hat auch, wie das Hexenbrennen überhand genommen, manche deswegen ans Feuer gemußt, weil sie ein Alrücken gehabt, wie die noch vorhandenen Akten zeigen. Es war aber ein Alrücken eine kleine aus Wurzeln geschnitzte Figur oder Puppe, die man des nachts unter Hauptküssen legte, und dadurch im Traum Offenbarungen erwartete.“ 14. Buch, S. 75 „es sey eine sichtbare Sonnenfinsternis gekommen, da habe ein Dorfprediger sehr wider die Hexen geeifert, als um welcher willen die Sonnen nicht mehr über Mecklenburg scheinen wolle. . . . Eine Dirne von 18 Jahren sollte in eine Stute verwandelt sein und der Teufel mit ihr Gemeinschaft haben.“ 14. Buch, S. 75 „E. I. Westphahl, 1653 wurde eine Hexe verbrannt, weil sie eine schwarze Katze gehalten“

Die VO von Herzog Gustav Adolf von Güstrow von 1661 nach 10 Jahren erneuert. Daraufhin folgte ein Hexenprozeß nach dem andern und fürstliche, städtische und patrimonale Richter wetteiferten in leichtsinniger Beweisführung, vor allem durch die Folter.

1563 wurde in Parchim eine Frau wegen Zauberei zu Tode gefoltert
1569 wurde in Rostock eine Frau verbrannt
1570 wurden in Rostock eine Jungfrau und ein Mann verbrannt
1582 wurde in Bad Stuer eine Frau verbrannt
1582 wurde in Ratzeburg eine Frau verbrannt
1584 wurden in Rostock im August und September 17 Hexen und ein Zauberer verbrannt
1586 in Dömitz eine Frau verbrannt
1592/3 in Neubrandenburg zwei Zauberinnen verbrannt
1603 drei Frauen in Wittenburg verbrannt
1604 große Hexenverfolgung in ganz Mecklenburg
1612 unbekanntem Orts 7 Frauen und 2 Männer verbrannt
1614 in Rostock Frau Themar wegen Zauberei zu Tode gefoltert
1614 in Ribnitz etliche Zauberinnen verbrannt.

Die Androhung Gustav Adolfs 1661 in seiner VO, daß er den Städten und der Ritterschaft die Hohe Halsgerichtsbarkeit nehmen würde, wenn sie nicht hart vorgehen würden gegen jedermann, der verdächtig als Zauberer oder Hexe wäre, löste eine wahre Blütezeit der Prozesse aus. Es begann bei uns mit dem großen Prozeß in Neubrandenburg gegen eine zugezogene Frau in Brunn. Hier trat die Ritterschaft gegen das herzogliche Gericht auf, das nach ihrer Meinung die „Brunnsche Hexe“ zu lasch behandelt und rühmte

sich in kurzer Zeit“ einige dreissig Hexen“ verbrannt zu haben. Es handelt sich hier um Anna Arendt, die auf einem der Kirche zu Neubrandenburg gehörigen Bauernhof zu Brunn wohnte und 1679 der Zauberei beschuldigt wurde. Franz Boll, Neubrandenburg hat im Nachlaß seines Bruders Ernst die Akte über diesen Prozeß gefunden und berichtet ausführlich in seiner Chronik der Vorderstadt Neubrandenburg darüber. S. 163–173.

Eine sehr unrühmliche Rolle bei diesem viele Monate dauernden Prozeß spielen der Besitzer Obrist von Barner, Pastor Oertling, Bürgermeister Kasimir, Neubrandenburg. Pastor Samuel Orlting tritt mit vielen Beschuldigungen auf und kann es sich nicht versagen, seinem Superintendenten noch einen Bericht, der voller Denunziationen ist, über die Arndt und ihren Ehemann zu machen. Auch der Scharfrichter Kaspar, Neubrandenburg, haut in dieselbe Kerbe der Belastung. Selbst die Beschwerde des Junker von Barner bei Gustav Adolf, der darauf dem Bürgermeister Kasimir befahl, nicht mit der Bestrafung zu zögern, andernfalls er in Ungnade fallen würde, nützte nichts. Die Arndt blieb immer noch auf freiem Fuß. Die juristische Fakultät Greifswald schlug dann ein rechtliches Verfahren vor, mit Zeugenaussagen, die Arndt erstmal zu verhaften und alles genau zu untersuchen. Diese Empfehlung aus Greifswald vom 10. III. 1680 ist das letzte Aktenstück über die Arndt, und es ist nicht bekannt, ob man die Frau wieder auf freien Fuß gesetzt hat.

1681 und 1683 schritt Gustav Adolf ein, weil er endlich eingesehen hatte, daß er zu weit mit den Hexenprozessen gegangen war. Er erließ neue Gesetze und ein eigenes Gericht, das jetzt die Prozeße zu führen hatte. Jedoch konnte er sich nicht damit durchsetzen, besonders nicht bei der Ritterschaft.

Erst Herzog Christian Ludwig von Meckl. Schwerin machte diesem Hexenwesen ein Ende.²⁾ Er erließ 1688 ein Edikt gegen die Hexenprozesse: „Wir sind, was die Hexenprozeße betrifft, jederzeit der Meinung gewesen, das Brennen einstellen zu lassen, und die Delinquenten, wo ihnen mit Bestande etwas überwiesen, in andere Wege abzustrafen, welches wir denn hiedurch also wollen gehalten haben, *zumalen das Land durch das viele Hexenbrennen mehr denn zuviel beschrieen ist.*“ Leider wurde aber dies Verbot nicht überall befolgt. Der Historiker Klüver schreibt, daß nach diesem Edikt die Hexenprozeße noch hitziger geführt worden seien. Die letzte Hexe soll 1697 zu Hassdorf verbrannt sein.

Eine wesentliche zum Teil positive Rolle bildeten auch die Schriften des Pastors Michael Fre dius zu Kuppentin und Plauenhagen: Gewissensfragen oder gründlicher Bericht von Zauberey und Zaubern von Mitteln wider dieselben, und was für einen Prozeß christliche Obrigkeit wider die Zauberey gebrauchen solle, mit einem Anhang von geistlicher und leiblicher Besetzung und Austreibung des Bösen Geistes usw. 1667–1671. Es erschien mit Bewilligung der Theologischen Fakultät zu Rostock. Der Verfasser geht kritisch auf den Hexenglauben ein, räumt aber dem Teufel noch geheime Kräfte ein, sich doch noch in verschiedenen Naturkräften und auch in toten Leibern zu manifestieren. Im ganzen gesehen, ist das Werk von Fre dius als ein Meilenstein zur Überwindung des Aberglaubens und des leichtfertigen Vorgehens gegen die Verurteilten und Verdächtigen und zur Rettung der evangelischen Kirche anzusehen. Er verwirft die Leichtgläubigkeit und Denunziation und die Geschehnisse auf den Blocksbergen und vieles andere. Er fordert den Landesfürsten auf, sich gründlicher um die Hexenprozeße zu kümmern und jede Person müßte vor dem Richter gleich behandelt werden.

Auch Gustav Adolf hat dieses Buch beeindruckt, und er gab erneut mehrere Erlasse heraus und forderte alle mit der Jurisdiktion zu tun habende auf, sich in Zukunft gründlicher mit dem Hexenwesen zu befassen, fleißig nach verdächtigen Personen zu forschen, insgeheim Zeugen zu verhören und jetzt dem Angeklagten einen Advokatus beizuordnen³⁾.

2) Bei seiner Begegnung mit Ludwig XIV. in Frankreich ist Christian Ludwig gründlich über den Aberglauben und die Hexerei aufgeklärt worden, und er hat sich das Verbot Ludwigs XIV. von 1672 zu eigen gemacht, auch in seinem Lande mit den Hexenprozessen und dem Brennen Schluß zu machen.

3) er wünscht, daß bei den Gefangenen Personen und bei peinlicher Befragung behutsamer verfahren werde!

Diese Erlaße sind der Anfang eines gewissen Einhaltgebiets bei den bisherigen Willkürakten in den Hexenprozeßen. Sie sind als ein Erfolg des Freudius 'Werk zu buchen.

Interessant sind aber auch die etwas späteren Verordnungen Gustav Adolfs 1683/4 über die Abschaffung des Weihnachtsmannes, Christkindlein und des Nikolaus. Sie wurden als heidnischer Unfug und abgöttisches Papsttum von ihm ausgelegt. Darunter fallen auch manche Überlieferungen in Mecklenburg, so die Zwölften z. B.

Der Hexenkeller in der Burg Penzlin

Zum Abschluß muß der alten Burg Penzlin wegen ihres Hexenkellers noch ein Abschnitt gegönnt werden. Der bekannte Burgenforscher und ehemalige Bürgermeister von Penzlin⁴⁾ schreibt über den Hexenkeller folgendes: (seine Aufzeichnungen stammen aus dem Jahre 1883).

Unter der alten Burg Penzlin befindet sich ein Hexenkeller. 18 Stufen führen in einen gewölbten Keller, der 6,75 × 2,75 m groß ist. Er ist mit Ziegeln ausgemauert. In halber Wandhöhe befinden sich drei Nischen, 1,75 × 92 cm mit einer 35 cm breiten Sitz- oder Stehfläche.

In der Nische sind Ringe oder Klammern und Eisenbolzen angebracht, um die Hexen anzuketten über der Brust und an den Armen und Füßen. Teilweise sind auch noch Hespern an der einen Nischenseite angebracht für eine eichene Tür. Von diesem Keller aus führen 4 Stufen in den zweiten Keller, der 4,50 × 1,45 m groß ist und wieder drei Nischen besitzt, aber ohne Sitz- oder Stehfläche. Dieser Keller hat eine Luftzufuhr von 5 m Länge × 25 cm Weite, die durch das dicke Mauerwerk führt. Wahrscheinlich ist dieser Keller aber das Burgverlies für die Gefangenen im Mittelalter gewesen. Außerdem befindet sich neben dem einen Keller noch ein Raum (1,25 × 2,75 m) mit einem großen Verbrennungsofen und den verschiedenen Folterinstrumenten (diese sind aber inzwischen ins Müritzmuseum nach Waren überführt). Hier sollen die Hexen zu Tode geräuchert worden sein, also durch Rauch erstickt, weil der Ofen keinerlei Rauch- noch Luftabzug hat. Der Eingang zu diesem Raum beträgt nur einen Meter Höhe. Um 1500 wurde Stadt und Schloß Penzlin Besitz des Ritters Berend Maltzan auf Wolde, und er war es wahrscheinlich, der die Hexenkeller erbauen ließ. Eine Familienchronistin berichtet, daß der „böse Berend“ schon 1525 gestorben ist und die eigentlichen Hexenverfolgungen dort erst um 1560 begonnen hätten.

Durch Totalbrand der Stadt Penzlin und vor allem des Ratsarchivs sind die Hexenprozeßunterlagen mit verbrannt. Außerdem hat Otto Julius von Maltzan, Penzlin, 1740, wie es der Chronist Dannehl vom Enkel des Otto Julius v. M. dem Landrat Friedrich v. Maltzan auf Rothenmoor schriftlich erfuhr, sämtliches Schrifttum über die Hexenangelegenheiten verbrannt. Nur der Bürgermeister Müller war noch im Besitz der Prozeßakten von 1697 über die Hexe Elisabeth Daber Christian Wedens Frau. Wegen der hohen Gerichtskosten dieser Hexenverbrennung wurde das Haus der Dabers an den Bürgermeister Thomas Kirchner für 30 Taler verkauft, weil niemand sonst dies Haus kaufen wollte. Der Kaufkontrakt befand sich noch 1934 im Penzliner Stadtarchiv, er war von G. J. von Maltzen und Margarete Maria von Maltzan, verw. von Walsleben ausgestellt.

Im Gerichtssaal der Burg befindet sich außerdem ein Frauenporträt von einem der Opfer des Hexenwahns, es ist Elisabeth von Oertzen, die als Gast bei Berend von Maltzan weilte und eine Anhängerin des böhmischen Kirchenreformators Johann Hus war. Spazierenderweise las sie im Burggarten eine der „ketzerischen“ Streitschriften von Johann Hus. Ein Brodaer Mönch, der viel bei Berend als Gast war, hatte die junge Oertzen belauscht und entdeckte dies „Verbrechen“, er eilte zu seinem Herrn Berend und denunzierte diese „Ketzerin“. Maltzan war aber nicht gewillt, seinen Gast in den Keller zu

⁴⁾ Dr. h. c. Otto Piper lebte von 1841–1921, Bürgermeister in Penzlin war er von 1879–1889

werfen, zu foltern oder gar an den Brandpfahl auszuliefern. Das überließ er den Ordensbrüdern. Der Brodser Bruder eilte zu seinem Abt und berichtete dies ungeheuerliche Geschehnis. Der Abt kam nach Penzlin und nahm sich höchst persönlich sein junges Opfer mit allen schrecklichen Folterungen und Geißelungen vor. Diese wurden täglich erneut durchgeführt, doch fruchteten sie nichts, die Gefangene verweigerte die Aussage von wem sie diese ketzerische Schrift habe und ihrem neuen Glauben widerrief sie auch nicht. Schließlich erlag sie den furchtbaren Folterungen.

Daß diese beiden genannten Namen Dabes und Oertzen nicht die einzigen Opfer des Hexenwahns in Penzlin waren, können wir als gewiß annehmen.

Die Burg Penzlin müßte als Gedenkstätte des Zauber- und Hexenwahns des Mittelalters hergerichtet werden. Eine gründliche Schausammlung aller Folterinstrumente in der Realterriton, des Schrifttums und der Geschichte der herrschenden Machtkreis dieser Zeit würde zur geschichtlichen Aufklärung des Volkes beitragen.

Fortsetzung folgt

Bei Lützows „Wilden Jägern“

Vor 175 Jahren starb Theodor Körner

Einen Monat vor seinem 22. Geburtstag starb Theodor Körner. Eine Kugel, die ein Soldat des napoleonischen Heeres abfeuerte, beendete sein Leben. Ob Theodor Körner diesen Tod fürchtete? Als Dichter hatte er ihn ungezählte Male besungen. Kämpfen und im Kampf zu fallen war eine Auszeichnung. Kein anderer als Theodor Körner wußte das so glaubwürdig in seinen Liedern und Gedichten zu sagen. Nicht des Kaisers biederer Aufruf „An mein Volk“, das Wort des jugendlichen Dichters rief das Volk zu den Waffen gegen die Fremdherrschaft.

Theodor Körner, der am 23. September 1791 in Dresden zur Welt kam, wuchs in einem freisinnigen, weltoffenen Elternhaus auf. Der Vater, ein enger Freund Schillers, hatte nicht selten Gäste wie Zelter, Nicolai, die Gebrüder Humboldt, Novalis und Friedrich Schlegel zu Besuch. Die Bekanntschaft mit diesem Personenkreis, die Freundschaft mit Friedrich Ludwig Jahn, beeinflussten Körner. Als der Entschluß feststand, die Uniform der Lützower Jäger anzuziehen, hatte er viel von seinen anfänglichen idealistisch-schwärmerischen Werken und Auffassungen überwunden.

Die Begeisterungsfähigkeit des jungen Adjutanten Körner kam voll zum Ausdruck, als er seinem Korps ein feuriges, anspornendes Lied schrieb. Das ging als „Lützows wilde Jagd“ in die Geschichte ein und ist als das berühmteste Lied der Befreiungskriege überliefert. Wo „Leier und Schwert“ und das Schwert noch näher der Hand des Soldaten war, formte sich das dichterische Talent Theodor Körners. Seine Lyrik gewann Festigkeit und wurde so zu einem unvergleichlichen Gesang des Freiheitskampfes gegen Napoleon. Mal mehr agitatorisch, mal mehr lyrisch waren die Gesänge von einem heftigen nationalen Pathos. Sie waren ein Ruf nach Freiheit, ein Aufruf zum Kampf.

Als Körner am 26. August 1813 in der Schlacht bei Gadebusch fiel, wurde er als Held und Patriot zu Grabe getragen.

Bernd Heimberger

Steinritzungen, Runen und Figuren

Von Otthinrich Müller-Ramelsloh

Die ältesten geritzten Steine sind getrocknete und versteinerte Lehm- oder Tonklumpen. In sie wurden die ersten Zeichen eingepreßt.

Die erstbekannte Runenreihe besteht aus Haken-, Strich-, Punkte-, Pfeil- und Klammerzeichen.

Die ältesten Ritzungen weisen außer Runen gelegentlich ein oder zwei Figuren aus. Vogel-, Affenkopf oder Dämonenbilder. Diesen Runensteinen schlossen sich in zeitlicher Folge Granit- und Flnitzungen an.

Zunächst scheint allgemein dunkler Granit verwandt zu sein, hellerer erst in neuerer Zeit.

Auf dunklem Granit erscheinen Sonnenräder, Sternzeichen – vielleicht zur Kennzeichnung der Reisewege – und mythische Bebilderungen.

Außer Vogelbildern (vielfach Schreitvögel) erscheinen Affenköpfe, Mammutkopf mit Rüssel, Hirschköpfe (mit Geweih) und schließlich auch Menschenköpfe als Ritzung.

Zum Teil sind die Granite mit Ocker- und Blaufarben getüncht.

Auch Blut scheint als Farbstoff verwendet worden zu sein. Die helleren Granite sind z. T. mit Bleiglanz, Silber- und Quarzsanden (weiß und blau) geschmückt.

Die ersten Hirschköpfe weisen nur schmale Stangengeweihe aus, jüngere Ritzungen Geweihkronen mit bis zu sechs Enden. Später tauchen Gliederfüßler-Reptilien (eine Art von Waranen), Bären-, Leopard-, Wildschwein-, Wolf- und Stierköpfe auf.

Auf die älteren Steine sind nur wenige Bildzeichen geritzt, in jüngerer Zeit zahlreiche.

Die Bildzeichen sind ineinander verschlungen, so daß ein zusammenhängender Bildteppich entstand. Er füllt die ganze Steinfläche aus.

Größere Steinbrocken, wie sie z. B. im Kloster Cismar (Schl.-Holst.) als Wegefassung – offenbar von Mönchen – abgelegt worden sind, sind nur teilweise beritzt.

In der Bronzezeit sind Tonziegel als Gußform benutzt worden. Auch diese Ziegel sind beritzt worden. Zum Teil tragen die geritzten Ziegel noch Bronzereste. Einige Ziegel fand ich mit Mörtelbelag. Als Bindemittel für den Steinstaubmörtel ist anscheinend Milch verwandt worden. Die Mörtelaufgabe ist beritzt worden.

Aus jüngster Zeit stammt eine große Anzahl kleiner und kleinster beritzter Steine. Sie sind zum Teil eingefärbt worden.

Die Miniaturzeichnungen auf diesen Steinen erweisen, daß der Fertiger über erstaunlich gute Augen und über eine sichere Hand verfügt hat.

Auch die kleinsten Bildzeichen sind mit großer Präzision geformt worden.

Geritzt wurde mit allen Tierarten, wie sie im Meteorkratermuseum Steinheim a.A. als Lebensbilder der Landschaft und der Tierwelt vor 14 Millionen Jahren gezeigt werden.

Die Tiere sind naturgetreu wiedergegeben, Pferde im Lauf- und Sprungrhythmus, Vögel mit schwingenden Flügeln. Die vermeintlichen Affenköpfe stellen vielleicht schon den Urmenschen oder seine Vorgänger (Praehominen) dar. Die primitiven Bilder der ersten (ältesten) Ritzungen könnten durchaus von ihnen stammen.

Spätere Ritzungen weisen z. T. kronengeschmückte Menschenköpfe, oft ineinanderver-schlungen mit Frau- und Kind(er)köpfen, aus.

Vielleicht handelte es sich um Königsfamilien. Gleichzeitig eingeritzte Großtierköpfe sollten möglicherweise den Reichtum der Dargestellten dokumentieren.

Die Steinbilder sind z. T. gradlinig gefurcht, also gewissermaßen eingerahmt worden.

Die Furchen dienten wohl auch zum Anstecken (Aufstecken auf eine Art Knöpfen), also als Schmuckstangenbefestigung.

Ins Auge fällt die große Zahl von kleinen und kleinsten Steinritzungen (Ritzsteinen).

Sie sind sicher für besondere Zwecke verwandt worden. Daß die Altvorderen eine Art Steingeld als Tauschmittel verwandt haben, ist bekannt.

Nähere Einzelheiten waren bislang unbekannt.

Die große Anzahl der gefundenen Kleinststücke mit Ritzungen läßt kaum einen anderen Schluß zu, als daß es sich um Steingeld gehandelt hat.

Die Nordmänner führten schon in sehr früher Zeit einen umfangreichen Handel. Man kann ihn als Welthandel bezeichnen.

So fuhren sie – weit vor der Wiederentdeckung Amerikas – nach Kanada, bauten hier Kupfer ab und importierten es. Sie tauschten es mit Gegenständen aus eigener Fertigung ein, z. B. mit Tauen.

Ihr Bedarf an Kupfer war sehr groß, das Interesse der Kanadier an den Gegenlieferungen anscheinend nicht gleich umfangreich. Den Nordmännern mußte also etwas einfallen, was den gewünschten Kupferkauf ermöglichte.

Steinritzungen dienten also gewissermaßen als Schuldscheingeld. Ich habe in meiner Sammlung einen dunklen Granit, der einen Kopf mit Federschmuck aufzeigt (vielleicht ein Indianerkopf).

Auf diese Weise erklären sich die vielen Runenfunde gleicher und ähnlicher Art in Nordeuropa, in Kanada und z. B. auch in Nordafrika.

Die Tuaregs haben ähnliche Runen wie die Tifinagschrift. Es gab auch Zahlenrunen, stabartige Zeichen mit Strickköpfen und/oder Fußstrichen. Strickköpfe bedeuteten Vielzahlen, Fußstriche Abzüge oder andere Zahleneinheiten.

Es gab Gebiete mit größerem Wildbestand und solche mit reicherer Vogelwelt. Die Runenzeichen waren also unterschiedlich.

Es mußten Wertzeichenangaben mit Allgemeingültigkeit gefunden werden, also eine zeichenmäßige Rangordnung der Werte vereinbart werden. Großtiere (Mammut, Nashorn, Tapir, Pferd, Bär) hatten höheren Wert als Kleintiere (Murmeltiere).

Erstrangig waren aber wohl Ritzungen mit Menschenköpfen (Königen und Königsfamilien).

Eine besondere Rolle spielte anscheinend überall der Adler. Er wird z. T. mit kronenartigem Kopfschmuck gezeigt.

Die ranghöheren Zeichen nahmen einen besonderen Platz auf der geritzten Fläche ein.

Die Steinritzungen weisen eine beachtliche Kultur der Altvorderen aus. Sie hatten in ihren Reihen Künstler von hohem Rang.

Die Miniaturritzungen auf den kleineren Steinen sind nur unter einem Vergrößerungs-glas erkennbar.

F. W. Dunckelberg ein mecklenburgischer Baumeister um 1800

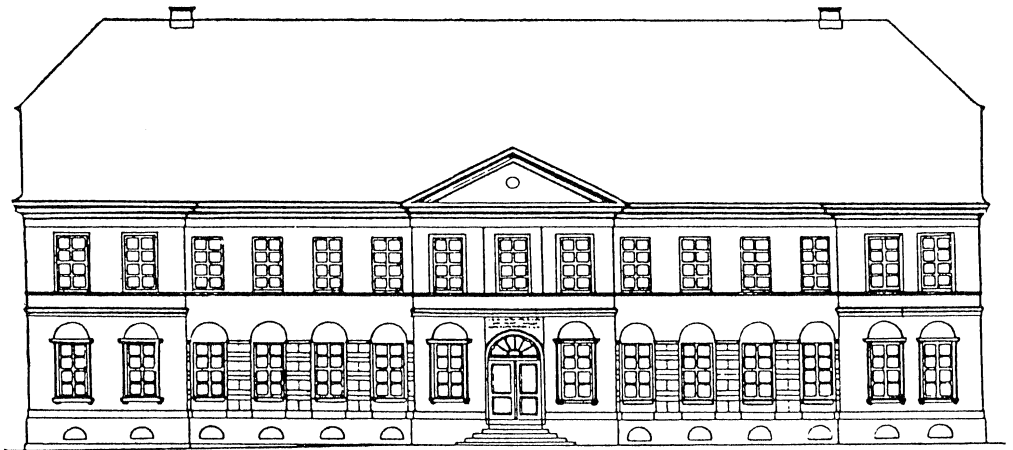
Dr.-Ing. Paul Martins

Um das Jahr 1800 schufen in Mecklenburg an drei verschiedenen Orten drei verschiedene Baumeister, die alle aus derselben Schule stammten, in Ludwigslust Barca, in Doberan Severin und in Mecklenburg-Strelitz F. W. Dunckelberg. Alle hatten ihre Ausbildung in Berlin erhalten, das damals zuerst zahlreiche junge Künstler anlockte. War doch dort in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts eine ganze Reihe bedeutender Baukünstler versammelt, deren Einfluß sich weithin erstreckte. Von ihren Werken hat sich freilich in Berlin selbst wenig erhalten. Vieles ist auch nur auf dem Papier geblieben, wie die Entwürfe des genialen, früh verstorbenen Friedrich Gilly. Der Charakter dieser Kunst mit ihrer herben und straffen Linienführung, den großen Flächen und dem sparsam verteilten Schmuck ist ganz norddeutsch, aller Nachahmung der Antike, allen Einflüssen der gleichzeitigen französischen Baukunst zum Trotz. Wir können die Bauten, die die drei genannten Meister in unserem Lande geschaffen haben und denen sich zahlreiche andere in Güstrow und Rostock und vereinzelt wie Burg Schlitz anschließen, durchaus nicht als Fremdkörper in unserer Landschaft empfinden, mit ihren großen ruhigen Flächen, ihren schlichten Dächern gehören sie ganz dazu. Barca wurde in Ludwigslust ein großer, wenn auch im Vergleich zu seinem Vorgänger J. J. Busch bescheidener Aufgabenkreis zuteil, Severin hatte in Doberan und Heiligendamm, dem neugegründeten Seebad und Lieblingsaufenthalt Friedrich Franz I., ein außerordentlich reichhaltiges Bauprogramm in zwei Jahrzehnten durchzuführen, das seinem Talent glänzende Auswirkungsmöglichkeit bot, Dunckelberg aber spielt neben den beiden Kollegen eine bescheidene Rolle. Sein Leben verläuft in stillen Bahnen; er stammte aus dem Südwesten der Mark und hat seine Lehrzeit



Krug in Hohenzieritz

bei dem Wiederaufbau der 1787 durch Feuer zerstörten Stadt Neuruppin durchgemacht. Nachdem er dann in Berlin die Vorlesungen der leitenden Baubeamten – die Bauakademie wurde erst etwas später begründet – gehört hatte, legte er 1795 die Prüfung als Landmesser ab. Da er in Preußen wenig Beschäftigung fand, bewarb er sich im Jahre 1801 nach Neustrelitz. Herzog Carl stellte ihn als Landmesser ein, doch wurde er gleich von Anfang an auch mit Bauarbeiten beschäftigt. Dabei fand er entschiedene Anerkennung, denn nach fünfjähriger Tätigkeit wurde er zum Landbaumeister ernannt. Die heutige Trennung der technischen Berufe war ja damals noch nicht so weit durchgeführt. Aber sein Arbeitsfeld im Hochbauwesen blieb beschränkt, neben ihm wirkte als Hofbaumeister Chr. Ph. Wolff, dem die meisten Bauten für den Hof zufielen. Nach dessen Tode wurde F. W. Buttell, ein Schüler Schinkels, berufen, und von da ab ist es mit Dunkelbergs Bautätigkeit ganz vorbei. Der junge Meister mit seinen neuen Ideen stellte ihn, der noch immer so baute wie vor 25 Jahren, völlig in den Schatten, nur noch die Tätigkeit im Vermessungswesen und im



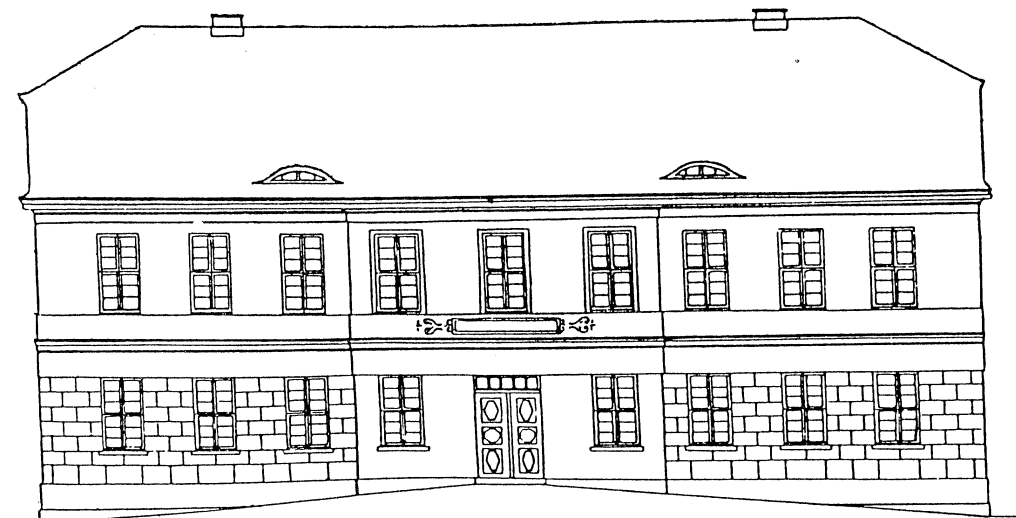
Schulhaus in Neustrelitz

Wasserbau blieb ihm bis zu seinem Tode 1844. So fallen seine architektonischen Werke nur in die Jahre 1802–17, noch wieder unterbrochen durch die Kriegszeiten. Für seine Entwürfe hatte er nur in den Wintermonaten Zeit, im Sommer mußte er dauernd im Lande unterwegs sein zur Beaufsichtigung der weit verstreuten Bauten, der Ziegeleien und Kalkbrennereien und für die Vermessungsarbeiten.

Die Bauten, die Dunkelberg in Mecklenburg-Strelitz geschaffen hat, sind bescheiden und schlicht, zum großen Teil liegen sie auf dem Lande. Erfreulich ist, daß sich ein reicher Schatz seiner Zeichnungen im Neustrelitzer Archiv erhalten hat. Am interessantesten sind die Kirchen, die er gebaut hat, fünf an der Zahl, alle für ganz kleine Gemeinden unter steter Schwierigkeit der Baukostenbeschaffung errichtet. Der erste Platz unter ihnen gebührt der Hohenzieritzer, die auf dem wundervoll gelegenen ländlichen Besitz des Herzogs dem Schlosse gegenüber liegt. In diesem kleinen Zentralbau gewinnt Dunkelbergs Schaffen eine Höhe, die ihn den großen Meistern seiner Zeit ebenbürtig erscheinen läßt. Was hätte er noch leisten können, wenn ihm weiter solche und größere Aufgaben gestellt wären! Aber es war eine Zeit bitterster Armut, nur das Allernotwendigste und das mit den bescheidensten Mitteln durfte gebaut werden, die napoleonischen Kriege hatten auch Mecklenburg in Mitleidenschaft gezogen. So sind auch die beiden anderen Rundkirchen Dunkelbergs in Dolgen und Gramelow von größter Einfachheit, ebenso schlicht ist die rechteckige Schillersdorfer Kirche, und nur in Rödlin konnte wieder ein etwas ansehnlicherer Bau errichtet werden. Abweichend von der üblichen Bauart stellte Dunkelberg hier den Turm

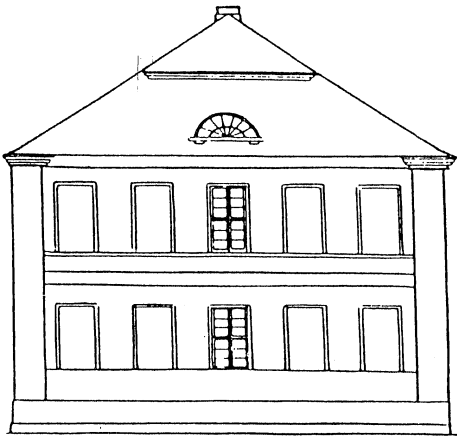
vor die Mitte der Längsseite und den Kanzelaltar im Innern ihm gegenüber. Dadurch schließt sich die feiernde Gemeinde fast so eng um den liturgischen Mittelpunkt zusammen wie in einem Zentralbau – eine alte Forderung für das protestantische Gotteshaus. Um den Turm hat der Baumeister schwer kämpfen müssen –, die Kammer hielt seine Ausführung in solcher Notzeit für durchaus überflüssig, endlich gelang es ihm doch, seinen Willen durchzusetzen. Sein einziger Turmbau ist es auch geblieben, in Schillersdorf mußte der alte hölzerne vom früheren Bau stehen bleiben.

Die umfangreichste Arbeit, die Dunkelberg im Streltizer Lande ausführte, war der Wiederaufbau von Fürstenberg, der schön zwischen den Havelseen gelegenen südlichsten Stadt des Landes. Ein verheerendes Schadenfeuer hatte am 26. März 1807 die nordwestliche Hälfte der Stadt mit Kirche und Rathaus zerstört. Ein Wiederaufbau war für die Bürgerschaft nur mit Hilfe und Unterstützung des Landesherrn möglich. Herzog Carl setzte eine dreigliedrige Kommission ein, zu der neben zwei Verwaltungsbeamten Dunkelberg gehörte. Ihm ist es zu verdanken, daß die Stadt nicht, wie es meist nach solch großen Bränden geschehen war, in ganz derselben Form unter Beibehaltung der alten Grundstücksgrenzen, sondern nach einem von ihm aufgestellten Plan wiederaufgebaut wurde. Dunkelberg hat die Arbeit allen Schwierigkeiten zum Trotz durchgeführt, an dem nun einmal festgelegten Bebauungsplan, der die Billigung des Herzogs gefunden hatte, wurde gegen die zahlreichen Einzelwünsche der Bürger streng festgehalten. Sogar die durch den Brand zerstörte Kirche und der Friedhof wurden verlegt. Wer sich in seinem Garten vor der Stadt anbauen wollte, erhielt von der herzoglichen Kammer keine Baumaterialien zugewiesen, damit in der Stadt keine wüsten Baustellen liegen bleiben sollten, wie es so oft sonst nach großen Bränden der Fall gewesen war. Als Hauptvorteil des neuen Plans gilt natürlich seine Zweckmäßigkeit und die Begradigung der winkligen Grundstücksgrenzen, die Kommission sollte ja in erster Linie darauf achten, „daß der vorhandene Raum und Platz so zweckmäßig wie möglich genutzt, daß nicht feuergefährlich und polizeiwidrig gebaut wird“. Die alte Stadtanlage aus der Zeit um 1300 ist in Dunkelbergs Plan nicht wiederzuerkennen. An die Stelle des langgestreckten straßenartigen Marktes und des seitlich liegenden Kirchplatzes ist eine breite gerade Hauptstraße getreten, die sich in der Mitte auf einen weiten Platz öffnet. Dessen vordere Hälfte sollte als Markt dienen, auf der hinteren die Kirche errichtet werden. Dunkelberg hat sie sich wohl ähnlich wie die Rödliner, wenn auch natürlich größer

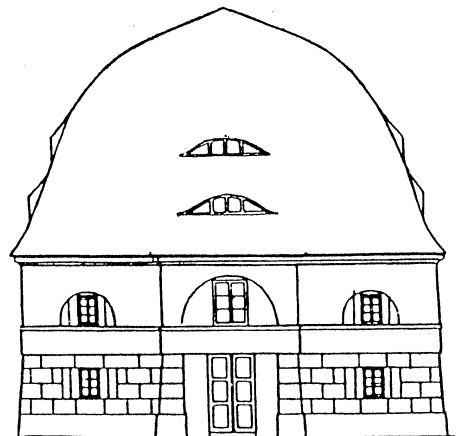


Wohnhaus des Mühlengehöftes zu Fleeth

gedacht, mit dem Turm in der Mitte der Längsfront, von einer Pappelreihe rings umsäumt, wie man aus seinem Bebauungsplan ablesen kann. Er hat sie nicht mehr bauen dürfen, erst nach Jahrzehnten hat Buttell auf diesem Platz eine Kirche errichtet, die in ihren unruhigen Formen in Ziegelrohbau durchaus nicht dem entspricht, was der Schöpfer des Plans sich vorgestellt hatte. Für den Bau der Häuser wurden Vorschriften gegeben, an Markt und Hauptstraße sollte nur zweistöckig gebaut werden, zwischen den Häusern sollten Torwege als Schutz vor Ausbreitung von Feuer freigehalten werden, nur zwischen massiven Häusern durften sie überbaut werden. Die Zeichnungen zu den Neubauten, die der Kommission wegen der freien Lieferung von Holz und Mauersteinen durch die Kammer vorgelegt werden mußten, haben sich bei den Akten erhalten. Zwar ist keine von Dunkelberg als Architekt unterzeichnet, aber seine Art zeigt sich bei vielen unverkennbar. Das große Haus



Mühle zu Fleeth. Giebelseite des Wohnhauses



Mühle zu Fleeth

Ecke Markt und Hauptstraße, das sich der Senator Brunneemann erbaute, ist sicher seine Arbeit. Jetzt dient es als Rathaus, leider ist es in den letzten Jahrzehnten sehr verändert und die alte Feinheit der Aufteilung nicht mehr zu erkennen. Gut erhalten ist noch das einstöckige Pfarrhaus dicht bei der Kirche, ein typisches Beispiel von Dunkelbergs Aufteilung einer Front mit leicht betonten Seitenrisaliten und sparsam verteiltem Schmuck. In Neustrelitz finden sich nur zwei Bauten Dunkelbergs, das Schul- und das Badehaus. Das Schulhaus an der Glambecker Straße, das lange als Gymnasium diente, war sein erstes größeres Werk im Lande, schon 1802 wurde der Entwurf aufgestellt, aber erst 1807 wurde der Bau fertig, zwei stattliche Geschosse mit 15 Fensterachsen in der Front, gegliedert durch zwei schmale Seiten- und ein breites Mittelrisalit, das von einem Dreiecksgiebel bekrönt wird. Alle Vorsprünge sind flach gehalten und beleben nur durch zarte Schatten die lange Front. Nur die Haustür liegt in einer kräftigen, mit einem Rundbogen geschlossenen Nische. Wesentlich kleiner und nur einstöckig ist das Badehaus am unteren Ende der Seestraße. Besonders reizvoll ist bei aller Schlichtheit der Giebel mit seinem großen Halbkreisfenster aufgeteilt.

Unter den zahlreichen ländlichen Bauten Dunkelbergs steht an erster Stelle das Mühlengenhöft in Fleeth an der Havel, südlich Mirow. Hier hat er eine einheitliche Anlage von großer Schönheit geschaffen. Während sonst stets die Wirtschaftsgebäude nach alter Art in Fachwerk errichtet wurden, hat der Baumeister hier den ganzen Hof nach seinem Entwurf massiv einheitlich ausführen können. Auf beiden Seiten liegen sich Stallung und Scheune langgestreckt gegenüber, den Abschluß bildet das stattliche zweistöckige Wohn-

haus, im Hintergrunde aber liegt der interessanteste Bau, die Wassermühle selbst, zwei ganz niedrige Geschosse unter hohem Dach. Es ist eigenartig, daß bei dem Entwurf dieser Mühle Dunckelberg eines der damals berühmtesten Bauwerke der Zeit benutzt, die ehemalige Berliner Münze von Heinrich Gentz, deren zwei untere Geschosse genau die gleiche Aufteilung zeigten. Aber wie anders ist der Gesamteindruck, hier bindet ein schweres hohes Bohlendach den Bau an die Erde, dort schloß ein leichteres drittes Geschoß und ein flaches Dach nach oben ab, hier eine wuchtige Einfachheit aller Formen, dort eine zierliche Durchbildung, ein reicher Figurenfries. Gerade bei dem Vergleich dieser beiden Bauten erkennt man, wie stark Sparsamkeit und Schlichtheit auf uns wirken, wie viel bodenständiger die Kunst unseres Meisters ist als die des feingebildeten Berliners, der später Goethe und seinem Kreise nahe trat!

Das Neustrelitzer Archiv birgt noch manche Entwürfe Dunckelbergs zu ländlichen Bauten. Es sind breit gelagerte einstöckige Wohnhäuser, die Front mit einfachen Mitteln wirkungsvoll gegliedert, für die Pacht- und Forsthöfe. Nur in dem sparsamen Schmuck zeigt sich die Formensprache der Zeit, Grundriß und Gesamtform bleiben die altgewohnten. Auch Entwürfe zu ländlichen Arbeiterwohnungen für die bescheidenen damaligen Verhältnisse finden sich, meist zwei, oft vier Kleinwohnungen unter einem Dach. Wenn Dunckelberg in der Formgebung seiner Bauten auch ohne seine Lehrer und die Berliner Bauschule der vorschinkelschen Zeit nicht denkbar ist, so gehört er mit seinen Werken doch voll und ganz Mecklenburg an. Seine Bauten stehen wie die Barcas und Severins am Ende der geschichtlichen Entwicklung unserer heimischen Baukunst, deren Überlieferung sie sich durchaus anschließen. Erst mit der nächsten Baumeistergeneration, mit Buttell in Strelitz und Demmler in Schwerin, den Schülern Schinkels, setzt auch in Mecklenburg die willkürliche Anknüpfung an die Bauformen der Stile der Vergangenheit ein.

Albert Krietsch †



Albert Krietsch im Garten seines Grundstücks in Freiburg

Persönliche Erinnerungen an Albert Krietsch

Am 28. Januar 1989 hat uns Alberto, wie ich ihn immer genannt habe, für immer verlassen. Der fast 92jährige „Maestro“ wie er sich selber stets am liebsten titulierte hörte, hatte seinen letzten „Bach“ gespielt, sich still und gelassen wie ein ehrwürdiger Patriarch von seiner herbeigeeilten Familie verabschiedet und sich auf die Wanderschaft in die Ewigkeit begeben. Sein Herz wollte nicht mehr mitmachen, es sehnte sich nach Ruhe.

Zurück bleibt eine große dankbare Musikgemeinde, vornehmlich aus Neustrelitz und Mecklenburg, die ihn nie vergessen wird und die mit großer Liebe und Dankbarkeit sich immer wieder seiner erinnern wird, des Musikbegnadeten, der ihnen jahrzehntelang große musikalische Erlebnisse schenkte und kraft seiner Persönlichkeit das künstlerische Leben ihrer Generation prägte. Das wissen alle, die ihn erlebt haben und die unter seiner Stabführung eine Anzahl der großen Chorwerke der Musik-Literatur erarbeiteten, was staunende Kritiker zu Lobeshymnen hinriß. Sonntag für Sonntag hörten sie ihn als Organisten in der Stadt- oder Schloßkirche präluierend die alten Kirchenmusiker zu neuem Leben erwecken und vernahmen einen neuen Kirchenchor, welcher die Bachschen Choräle sowie die alten Madrigale und Kantaten in eindringlicher Schönheit und Reinheit vortrug. Auch als Oratorien-Tenor mit strahlender Klangwirkung hatte er sich einen Namen gemacht, der die italienische Stimmschulung und Gesangskultur widerspiegelte, welche er als junger Musikstudent bei einem sehr geliebten Maestro erfahren hatte, und der besonders dank seiner hohen Musikalität jederzeit in der Lage war, großen Anforderungen zu genügen und einzuspringen, wenn Not am Mann war. Unvergänglich bleibt auch, mit welchem psychologischen Feingefühl er als Musikpädagoge die spröde Schülerschaft für sich gewann,

sie für den Chorgesang begeisterte und den jungen Menschen Verständnis und Liebe zur Musik fürs ganze Leben ins Herz pflanzte. Bis an sein Lebensende gaben unerwartete Dankesbesuche und Dankesbriefe davon Zeugnis. Sie verschönten seinen Lebensabend und voller Stolz und Befriedigung konnte er feststellen, daß seine Saat aufgegangen war und Früchte trug.

Das ungefähr waren meine Gedanken, als ich Ende Februar aus Gran Canaria zurückkehrte und die traurige Kunde seines Hinscheidens erfuhr. Im engsten Familienkreise hatte man sich von ihm verabschiedet und aus einer selbstverfaßten Traueranzeige mit den Unterschriften der Familienglieder hatte Frau Gerdi auch die Lieblingsblumen des passionierten Rosenzüchters sinnvoll dargestellt.

Plötzlich klingelte das Telefon. Hier Jochen Heise. „Doktor, Sie müssen einen Nachruf auf Albert Krietsch schreiben. Sie kennen ihn besser und persönlicher als ich. Ich habe schon eine lange Laudatio über ihn zu seinem 80. und 90. Geburtstag geschrieben. Nun sind Sie dran!“

Mir ging durch den Kopf, daß ich eigentlich 1925, als Alberto in Neustrelitz anfang, schon auswärts im Studium war, daß ich ihn in seiner großen künstlerischen Schaffensperiode nie erlebt hatte und erst ca. zehn Jahre nach dem letzten Krieg enger in seinen Gesichtskreis getreten war. Aber wenn ich an Alberto dachte, konnte ich nicht „Nein“ sagen. Noch im Dezember letzten Jahres hatten wir uns gesehen. Er klagte über zunehmende Mattigkeit und Verschlechterung seines Sehvermögens, welches durch Verlust eines Auges im ersten Weltkrieg sowieso schon eingeschränkt war. Er könne nur noch unter großer Anstrengung Noten erkennen. Seitdem habe er sich zwangsweise mehr auf phantasievolles Improvisieren bei seinen morgendlichen Musik-Andachten bescheiden müssen. Kurz zuvor sei er zum ersten Male in seinem Leben in einem Krankenhaus gewesen. Das verkündete er mir mit großem Stolz und Genugtuung. Er hatte sich schließlich dem Spruch seines Hausarztes gefügt, mit dem er sich eigentlich mehr über musikalische als über medizinische Dinge unterhielt, weil eine akute Thrombose mit Embolie-Gefahr aufgetreten war. Für mich waren das die ersten Zeichen einer alarmierenden Herz- und Kreislaufschwäche, die ihm in den letzten Jahren zu schaffen machte und seinen Tätigkeitsbereich einengte. Aber sein Geist lief auf hohen Touren, sein Gedächtnis war erstaunlich klar und lückenlos und immer wieder, wie in den letzten Jahren, kam er auf die „goldenen Neustrelitzer Zeiten“ zu sprechen. Temperamentvoll und mit innerer Bewegung führte er uns die handelnden Personen von der Kirche, der „Partei“ und dem „Lehrkörper“ vor, besonders, wenn wir dabei „kaiserstühlerten“, wozu er immer aufgelegt war. Ich erfuhr über sein Verhältnis zu Tolzien, den er ebenso sehr wie ich verehrte, zum musikalischen, aber etwas exaltierten Pastor Flemming, zum Schulrat Bahlcke, dem Vater des immer humorge-ladenen „Schnurz“, mit dem er hartnäckige Hausstreitigkeiten ausfocht, und Henry Pape, dem einflußreichen Zeitungsverleger, zu dem es nicht nur lukullische Einladungen gab, der aber auch Alberto sehr unterstützte in seiner Arbeit, besonders auch finanziell, wenn die schmale Kasse der Singakademie für das Engagement eines namhaften Solisten nicht ausreichte. Mit besonderer Herzlichkeit sprach er vom kunstbeflissenen Intimus Fritz Michaelis, mit dem ihn gleichgerichtete musikalische und kunsthistorische Interessen verbanden und der ihm in seinen Vorhaben immer ein kritischer und hilfreicher Rückhalt war. Häufig war auch die Rede von Karl Nahmacher, den er wegen seiner sprühenden und kuriosen Einfälle schätzte, natürlich auch als hochintelligenten Diskussionspartner, als sicheren Baß und als Skatlöwen. Vom Gourmet Herrmann Jakobs, dem ehemaligen Heldenenor und späteren Intendant-Gewaltigen, erzählte er gerne, weiter von übrigen Musiker-Aktivitas, der exzellenten Pianistin Frau Warncke, von Fläuten-Guhl und Robert Dietzmann, mit dem er die ersten abendlichen Kammermusiken in der Stadtkirche zelebrierte.

Wie oft haben Gerdi und ich versucht, ihn zu bewegen, seine Erzählungen zu Papier zu bringen oder auf Band zu sprechen. Wir haben das heimlich versucht und uns den Mund

fusselig geredet, um der Nachwelt ein Kulturbild der damaligen Zeit zu erhalten. Aber seinen bäuerlichen Dickschädel haben wir nicht weichklopfen können, er wollte partout nicht. Ich weiß nicht, ob das Bescheidenheit war. So geht jedenfalls ein Zeitabschnitt kulturellen Hochstandes im Lande Mecklenburg den Nachfahren verloren, wie er wohl, bezogen auf die jetzigen Verhältnisse, nie wieder in Erscheinung treten wird.

Meine erste und lange Zeit einzige Begegnung mit Alberto geschah 1928. Ich hatte neben Medizin in einer Opernschule Gesang studiert, und man wollte mich mit vielen Elogen zum lyrischen Operntenor überreden. Ich fühlte mich hin- und hergerissen. Bei einem Heimaturlaub pries man in den höchsten Tönen Albertos Musikalität und gesangliches Können. Ich beschloß ihm vorzusingen, um seine Kritik und seinen Rat zu hören. So stand ich eines Tages in der Aula des neuen Gymnasiums und am Flügel saß der sagenhafte „musikalische Halbgott“. Wir fingen an mit Taminos Zauberflöten-Arie und danach kam, wegen des Hohen „C“, „Che gelida manina“ aus der Bohème. Dann stürzten wir uns in die „Heimliche Aufforderung“ (R. Strauss) und endeten bei einigen bravourösen italienischen Volksmusik-Schlagern. Mit solcher Begleitung hatte ich noch nie gesungen. Sie trug einen von selber in die höchste Verzauberung. Sein Fluidum sprang auf einen über, alles erschien so leicht und selbstverständlich. (Das haben, wie Alberto mir später erzählte, alle großen Solisten wie z. B. Gerhard Hüsch, Emmi Leisner und andere an ihm bewundert, gepriesen und weitergegeben, so daß Verständigungsproben vor dem Auftritt häufig als unnötig erachtet wurden). „Mensch, Sie müssen zur Bühne! Tenöre mit solchem Timbre und so leichter Höhe werden stets gesucht. Sie werden Ihren Weg machen.“ Ich aber befolgte Prof. Harterts Rat und blieb Mediziner. Ich habe aber sehr oft in meinem späteren Leben auf der Bühne und vor Mikrofonen gestanden, mir selbst zur Freude und anderen auch. Heute bin ich froh, mich so entschieden zu haben – trotz Albertos Urteil und gegen seinen Rat.

Näher gekommen sind wir uns erst 1955. Ich war inzwischen Chef eines Krankenhauses geworden. Alberto hatte der Zusammenbruch aus Neustrelitz vertrieben und er war, seinen Fähigkeiten entsprechend, Musikhochschul-Direktor in Schwerin und schließlich in Berlin Ost geworden. Hier verhalf er einigen Schülern zur Flucht in den Westen. Das blieb nicht verborgen und er sah sich gezwungen, die eigene Flucht vorzubereiten.

Ich war ihm zu tiefstem Dank verpflichtet, weil er in umsichtigster Weise noch rechtzeitig meine Frau mit den Kindern vor den andrängenden Russen auf den Weg gen Westen gebracht hatte. Sie waren nach Ausbombardierung in Hamburg in mein Elternhaus gezogen. Meine Frau hatte über die Singakademie sehr freundschaftliche Kontakte mit Alberto geschlossen, so daß es für uns selbstverständlich war, daß Alberto nach seiner Flucht in unserem Hause eine Bleibe fand. Dank meiner Beziehungen zur Regierung in Kiel konnte ich ihm auch sehr behilflich beim Aufbau einer neuen Existenz im Schuldienst sein und so meine große Dankesschuld an ihn abtragen. Seine Familie hat länger als ein halbes Jahr bei uns gewohnt, und seitdem sind wir echte Freunde geworden und geblieben.

In Kiel hat er dann noch einmal dank seines Charms, seines pädagogischen Geschicks, seiner Begeisterungsfähigkeit und seiner Überzeugungskraft in einem weiblichen Pädagogium einen zweiten Frühling erlebt, der ihm viel Anerkennung bei der Schulbehörde eintrug. Um so unverständlicher ist es daher, daß er mit 62 Jahren seinen Abschied nahm, um sich in Freiburg/Breisgau eine neue Heimat aufzubauen. Über die Gründe seines frühen Ausscheidens hat er mir nie Auskunft gegeben, ich bin nur auf Vermutungen angewiesen (Herzbeschwerden). Anfangs sehr aussichtsreiche Bemühungen um eine leitende Stelle beim Stuttgarter Kammerorchester hatten sich infolge einer sehr zwielichtigen Rolle des damaligen Chefs Münchinger zerschlagen, ähnlich, wie es auch einem anderen Freund unseres Hauses, dem Dirigenten und Komponisten Gerhard Maaß, ergangen war. Resignation? Ich weiß es nicht. Jedenfalls ging seine künstlerische Aktivität seitdem sehr zurück, der bäuerliche Anteil seines Wesens gewann die Oberhand, er baute sich ein herrliches Haus und Garten in Freiburg und igelte sich dort ein. Sein Musikleben beschränkte sich auf die persönliche Atmosphäre und die seiner Familie. Er lebte in und von der Vergangenheit.

Schon seit Albertos Kieler Zeit verlebten wir viele Urlaubswochen gemeinsam, sicher über zwanzig, nicht nur in meinem schönen Besitztum am Rande der „Holsteinischen Schweiz“, sondern später vorwiegend in Österreich (Bad Mitterndorf) und seit 1972 auch in Spanien, wo ich an der Costa Brava ein Haus besitze. Dort haben wir gemeinsam im Hause gehandwerkert, im Garten gearbeitet, geputzt und gemalt, im Meer gebadet und uns in der Sonne gebräunt, diskutiert und philosophiert, wobei Alberto besonders das Lesen und Meditieren im Schatten der Pinien mit herrlichem Ausblick auf das blaue Meer liebte. Wir haben auch Autotouren und Fußwanderungen im nahen Montseny-Gebirge gemacht, wobei er seine Qualitäten als Fußgänger stets auf seine ehemalige Zugehörigkeit zu den „Naumburger Jägern“ zurückführte. Am eindrucksvollsten sind mir aber die Abende geblieben, an denen wir bei einer Sangria oder Kaiserstühler Crescenzen, für die Alberto immer besorgt war, Bänder klassischer Musik anhörten. Sein Interesse reichte aber nur bis Hindemith und Bartók, dann war endgültig Schluß. Die „Neutöner“, die „12-Ton-Musiker“ mit ihren Disharmonien und gedrechselten, mißtönenden Klangfarben waren ihm ein haarsträubender Greuel. Er ereiferte sich leidenschaftlich und voller Verachtung gegen sie. Das Experimentieren mit Viertel- und Achteltönen als neue Ausdrucksformen mit elektronischen Klangwellen war für ihn ein verheerender Weg in die falsche Entwicklung, die dem Sinn musikalischer Gestaltung, seiner harmonischen Schönheit und Ästhetik zuwiderlief. Zugleich war es für mich ein hoher Genuß, zu erleben, wie er dank seiner biographischen Kenntnisse der Komponisten und ihrer Zeit den Gefühlsinhalt, die Formensprache und die Dynamik des Gehörten analysierte, oder auch die Auffassung und Wiedergabe der Dirigenten und Solisten mit überzeugenden Gründen kritisierte. Übrigens war sein Idol aller großen Dirigenten Furtwängler, an dem er alle anderen maß; und nur wenige fanden Gnade vor seinen Ohren. Denn als junger Student hatte er heimlich viele Proben Furtwänglers miterlebt und sie waren ihm Richtschnur geblieben. Es waren mir unvergeßliche Lehrstunden, die mein Musikverständnis entscheidend beeinflussten.

Zweimal habe ich ihm unterwegs eine große Freude bereiten können: In Santillana (Nordspanien), in dessen Nähe die Altamira-Höhlen liegen, stießen wir in der uralten, wunderbaren romanischen Kirche auf eine Hochzeitsgesellschaft. Das Orgelspiel hatte uns angezogen. Ich stieg empor auf die Orgelbank und bat den spanischen Organisten, ob ein deutscher Organist hinterher auf der alten Orgel einmal probieren dürfe. Er nickte. Alberto nahm Platz und der andere versuchte, ihm Noten hinzuschieben. Alberto aber schlug in die Tasten und die Töne brausten durch das alte Gemäuer so machtvoll, daß die Gesellschaft stehen blieb, wieder hereinströmte und andächtig bis zum Schluß ausharrte. Der Organist sagte nur staunend: „Und das ohne Noten!“.

Ein anderes Mal – es war an Albertos Geburtstag – waren wir im Kloster Admont (im Gesäuse, Österreich), wo eine neue Rieger-Orgel (unserer Verwandtschaft!) steht. Ich hatte mir die Spielerlaubnis besorgt und konnte Alberto als besonderes Geburtstagsgeschenk auf die Orgelbank führen. Ihn interessierte besonders der moderne Prospekt mit rein mechanischem, nicht elektronischem Princip. Die Erprobung hatte aber einen Haken. Alberto hatte die falschen Schuhe an. Mit den Wanderschuhsohlen konnte er die Fußtasten nicht bedienen. Aber gerührt war er doch sehr.

Von der Orgel und Alberto muß ich noch etwas erzählen. Es wurde mit ihm über die Einweihungsfeierlichkeiten einer neuen großen Rieger-Orgel im Ratzeburger Dom gesprochen. In diese hatte mein Schwager unter den Registern ein „Rauschwerk“ eingebaut, das besonders hervorgehoben wurde und allgemeine Begeisterung erregte. Alberto kannte es nicht, wo er doch sonst alles Orgeltechnische bis ins Kleinste beherrschte. Um seine Unkenntnis auszumerzen, rief er seine Orgelschüler Jochen Heise, Fritz Schütte und andere an. Sie konnten keine Aufklärung geben. Er ging in die Freiburger Bibliothek. Nichts zu finden. Er machte sich im Geiste eine phantasievolle Hypothese zurecht. Er trug sie uns vor. Wir lachten furchtbar. Sein verdutztes indigniertes Gesicht war nicht zu beschreiben. Wenn man das „Rauschwerk“ zog, öffnete sich ein Kasten, in dem eine Flasche Schnaps mit Glas

lag. Keinen Ton, aber einen Rausch konnte man damit ohne weiteres erzeugen. Das Geheimnis des „Rauschwerks“ war gelüftet.

Doch genug von musikalischen Belangen! Wir kochten auch selber und auch auf diesem Gebiet hatte Alberto beachtliche Küchenkenntnisse, die er auch durchzusetzen wußte. Salat muß süß sein. Steaks mußten unbedingt platt geklopft werden. Mangels geeigneter Klopfinstrumente zertrümmerte er dabei mit dem Fäustelhammer mehrere Küchenbretter, die er schließlich mit ihren Trümmern hochkant stellte, um den Abplattungseffekt durchzusetzen. Besonders liebte er „Brösel“ (in Butter gebräunte und geröstete Weißbrot- oder Semmelkrümel), die er unbedingt auf Blumenkohl, Spargel, Artischocken und Wirsingkohl verlangte und auch höchstpersönlich selber aufs sorgfältigste herstellte. Aber Höhepunkt seiner Genüßlichkeiten war die indische Reis-Mahlzeit, der er sich fast wortlos hingab. Dazu gehörte natürlich ein guter Tropfen; denn er besaß auch dank seiner feinen Zunge und langer Übung einen distinguierten Weinverstand.

Wir haben auch gemeinsam mehrere, vorwiegend kunsthistorische Familienreisen durch Spanien gemacht und dabei die Kunstschatze entlang dem „Jakobsweg“, in Andalusien mit Malaga, Sevilla und Granada, Taragona, Salamanca und Toledo sowie das Guadarama-Gebirge besucht. Es war durchaus beeindruckend, was Alberto auch auf diesem Gebiet wußte, in Sonderheit über die verschiedenen alten Kirchenstiche und ihre Variationen. Er führte das auf seine italienische Studien zurück. Aber trotz Spanien blieb Italien – mit Mutter Teresa! seine stille Liebe.

Es gäbe noch manches von Alberto zu berichten, was eigentlich gar nicht zu seinem Künstlertum paßte, z. B. seine Liebe zum Kartenspiel, zu Schach, Doppelkopf, Skat und Kanasta. Wenn wir darüber witzelten, berief er sich prompt auf Richard Strauß, mit dessen Skatleidenschaft er sich auf gleiche Stufe stellte. Wie oft haben wir im Familienurlaub auf sein Betreiben Karten geklopft! Er war ein sehr intensiv überlegender, aber darum etwas langsamer Spieler. Das überdeckte er meist mit der erstaunten Frage: „Was'n denn das?!“, wenn eine Karte auf den Tisch gehauen wurde und schaltete eine neue nachdenkliche Pause ein. Eine seiner Redensarten, die ich von ihm im Gedächtnis behalten habe, war: „Quod lumen, lumen!“. Das ist lateinisch und bedeutet übersetzt wörtlich: „Was Licht, Licht!“. Das soll in der Kartenspielersprache heißen, Was liegt, liegt! (und das darf nicht zurückgenommen werden). Das war schließlich ins Plattdeutsche übertragen worden und lautete dann: „Wat licht, licht!“, also „lumen gleich licht“. An sich sollte dieser Schnack nach seinem Bekunden von „Zilum Seidel“ stammen, den viele von Euch sicher auch noch kennen und den ich später an der Niere operiert habe. Die Skatabende ereigneten sich früher meistens im Anschluß an die Singakademieproben und fanden bei Roloff oder in der „Scharfen Ecke“ statt. Ihr Anstifter war gewöhnlich Karl Nahmmacher und feucht ging es dabei auch oft zu. Sein Hauptgegner im Schach war außer mir sehr häufig Dr. Fuß, mit dem er dann zur Abwechslung auch Bruckner-Symphonien vierhändig spielte.

Albertos Bild, das zu zeichnen ich versucht habe, wäre unvollständig, wenn ich nicht auch einen sofort ins Auge springenden Zug seines Wesens in meine Betrachtungen ziehen würde, der erwähnt werden muß. Er hatte ja sonst fast nur Stärken, aber auch eine Schwäche, eine einzige: Das war sein Hang zum weiblichen Geschlecht. Karl Nahmmacher pflegte beim Skat zu frotzeln: „Er hat mal wieder alle Damen!“ und sein Joachimstaler Freund, Hans Sautter: „Ich mit meinen griechischen Vokabeln bin bei den Damen ein Nichts, aber er mit seinen Tönen, alles. Immerhin war er Mitinitiator der klassischen Antigone-Aufführung. Angesichts einer schönen Frau, aber auch noch mehr in ihrer Gesellschaft, veränderte sich Alberto augenblicklich in Auftreten und Erscheinung. Wie elektrisiert blühte er auf, chevaleresker Charme strömte aus allen Knopflöchern, seine Augen leuchteten faszinierend und seine Zunge, die sonst in einer Gesellschaft sehr einsilbig sein konnte, löste sich in sehr liebenswürdige Beredsamkeit und bezwingende Herzlichkeit. Damit erreichte er auch alles, was er wollte. So gelang es ihm z. B. sogar die eiserne Matronen-Riege in der ersten Reihe der Sitzordnung in der Singakademie zu Gunsten der

jugendlich-schönen, frischen Sängerinnen in den Hintergrund zu vertreiben, und dies ohne Palastrevolution. Er hatte eben eine Antenne zur Weiblichkeit und umgekehrt. In dieser wechselseitigen Beziehung sah er eine außerordentliche Bereicherung seines Lebens, einen Lichtpunkt seiner Gefühlswelt und damit letztlich auch eine Wurzel seines künstlerischen Nachschaffens.

So, nun will ich Schluß machen, das mag genug sein. Es ist schon eine lange Epistel geworden. Natürlich wüßte ich noch vieles über den alten Freund und Kameraden zu berichten, aber nur Kleingedrucktes. Das Wesentliche unseres persönlichen Verhältnisses ist gesagt. Es soll auch mehr zur Erweiterung und Vervollständigung dessen dienen, was schon von anderer Seite über Alberto geschrieben worden ist. Denn schließlich soll der Sinn meiner Zeilen sein, Erinnerung und Gedächtnis an einen außergewöhnlichen Musiker und Menschen wachzuhalten, der mein Freund war und dem ich viele schöne Stunden meines Lebens verdanke.

Dr. Hannes Berg
(Jahrgang 1906, Abitur 1924)

Lensahn, am 1. IV. 1989

Waldeinsamkeit

Rauschende Wipfel überall
darüber des Adlers Schrei,
der schöne Gesang der Nachtigall
langsam sinkt die Nacht herbei.

Schon verhallt der Vögel
lustiger Gesang,
schleichende weiße Nebel
ziehen am Bach entlang.

Der Mond ist aufgegangen
und glänzt in voller Pracht.
am Himmel die Sterne prangen –
o herrliche Einsamkeit der Nacht.

Was kann es schöneres geben
auf der ganzen Welt,
als ein stilles freies Leben
unterm Wipfelzelt.

gereimt von Herwig Ries, gefallen 1945

Buchbesprechung

Otthirich Müller-Ramelsloh – Reinbek, legt ein neues Werk seiner über den Sokrates Verlag herausgegebenen philosophisch-naturwissenschaftlichen Schriftenreihe mit dem Titel

Die Raumzeitverschränktheit und der ab- und aufschaltende Quantensprung vor. 123 S., 22,- DM.

Es handelt sich um spekulative philosophische Betrachtungen. Dem Autor geht es darum, neue Erkenntnismöglichkeiten aufzuspüren und zu erschließen.

Er tritt mit dem Leser eine große Reise an. Sie beginnt im subatomaren Bereich der Quarks (Strukturelemente). Man taucht unter in gerichtete Quantenfelder und landet bei vom Urknall noch nicht abgewickelten Dimensionen.

Über dimensionale Quantensprünge geht die Reise weiter in eine Welt des kybernetischen Selbstvollzuges und des datensetzenden ‚Selbstüberstiegs‘ (Formulierung Kants).

Die phänomenale Welt wird als Lichtwelt gekennzeichnet. In ihr gibt es auch Dunkelsterne und Schwarze-Löcher.

Der Autor beleuchtet die Strings- und die Superstrings-Theorie und zeichnet ein holistisches Weltbild (das Universum als Ganzheit).

Die naturwissenschaftlichen Betrachtungen des Autors beruhen auf – zutreffend zitierten – Aufsätzen in der Zeitschrift Spektrum der Wissenschaft, Jahrgänge 1985–1988.

Nach einleitenden allgemeinen Betrachtungen wird das Problem „Wirklichkeit“ im steten Wandel der Raumzeitverschränktheit dargestellt. Die Ausführungen gipfeln in der Feststellung, daß erst etwa die Hälfte der Dimensionen „abgewickelt“ sind, der größere Teil noch „verpackt“ ist. Die Zukunft hält also noch viele Überraschungen bereit. Sie entpuppen sich über Mutationen und Evolutionen. Diese vollziehen sich nicht nur in allen möglichen Materie- und organismischen Bereichen, sondern auch in Bewußtseinserlebnissen, also auch in den sogenannten „geistigen Abläufen“.

Über die Photosynthese, über Elektronen- und Protonenprobleme, Leitwirbelformationen, Fraktale, Polymerisationen (Anreicherungen) und über das sogenannte Chaos entfaltet der Autor den Kommunikationszusammenhang im Universum als ein kontinuierliches Auf- und Abschaltungsprinzip mit Dimensionen überbrückenden Quantensprüngen. Schon kleinste Moleküle wagen den großen Sprung.

Der Autor zeigt auf, daß uns allein aus eigener Kraft die Anhebung in vorgeschaltete Dimensionen nicht gelingen kann. Der homo sapiens braucht dazu die Hilfe aus universellen Bereichen.

Die Erdwesen sind unmittelbar von der Sonne abhängig. Sonnenenergien, die Photonen, springen ein irdisches Elektronenpaar des Materiebereiches an, sprengen die Paargemeinschaft und vollziehen mit dem separierten Elektron Speicherprozesse, die sich in gleicher Weise kontinuierlich wiederholen. Ohne den Photonensprung ist die Photosynthese nicht möglich. Auf ihr aber beruht alles erdgebundene Wachstum.

Anschließende ethische Betrachtungen bestätigen Kants Morallehre.

In einer zusammenfassenden Schlußbetrachtung weist der Autor drei folgendschwere Irrtümer auf:

- 1) Das Trennungdenken zwischen Materie und Geist,
- 2) Spinozas Ausschließung der Glaubensprinzipien aus der philosophisch-naturwissenschaftlichen Betrachtung,
- 3) das Festhalten an der aristotelischen Logik und Kausalität. Die Schrift gipfelt in einer neuartigen Lehre von der Logik und der Kausalität. Der Autor benennt seine These als „Kybernetische- oder Geistenergetische-Quantansprunglogik und -kausalität“.

Der Leser hat es nicht leicht, dem tiefschürfenden Gedankengang des Autors zu folgen. Er sollte aber nicht vorzeitig unmutig werden. Es lohnt sich voll und ganz, die Schrift bis ans Ende „durchzuarbeiten“. Mit oberflächlichem Lesen ist sie nicht zu bewältigen.

Mit dieser Schrift beweist der Autor erneut seine „geistenergetische Kraft, seine bewundernswerte Gedankenfülle und -tiefe und die souveräne Beherrschung der einschlägigen wissenschaftlichen Problematik“.

Dem Vernehmen nach wird der Autor die Reihe seiner wissenschaftlichen Abhandlungen über die Sokratische Gesellschaft fortsetzen. Ein neues Werk – wohl das letzte dieser Reihe – liegt bereits zum Druck vor.

Erich Hagen

Goede Gendrich: So lebten und so jagten wir – Mecklenburg-Strelitz – ein faszinierendes Abenteuer, 183 Seiten, Landbuch Verlag, Hannover 1987.

Goede Gendrich verspricht in seinem Buchtitel nicht zu viel: Er schildert das Leben eines Forstmannes in Mecklenburg-Strelitz in den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen, und die Authentizität seiner eigenen Geschichte schafft Glaubwürdigkeit und Faszination. Für ihn war das Leben als Forstmann ein beglückendes Schicksal und – ein packendes Abenteuer, nicht im Sinne von Lederstrumpf oder Karl May, doch im Sinne der mittelhochdeutschen aventure, als ein gütiges Geschick, das ihm Blick und Herz für das Wunderbare im Leben öffnete, so daß für ihn „Heimat als ein immerwährendes faszinierendes Abenteuer“ und diese Heimat Mecklenburg-Strelitz als ein Märchenland erschien.

Dem Leser diese seine Heimat nahezubringen, ihre unverfälschten Naturschönheiten, ihre Ursprünglichkeit, ihr Wunderbares nacherleben zu lassen, ist dem Autor Anliegen. In einer beiläufigen Textstelle blinkt eine weitere Motivation hervor, die für so viele Menschen seiner Generation und ähnlichen Schicksals die Identifizierung erleichtert und das Lesen verklärt: „Seit ich die Heimat verließ, bin ich auf der Suche nach der Vergangenheit.“ Sie wieder heraufzubeschwören, ist der Befreiungsakt des Schreibens, ist der Versuch der Überwindung von Zeit und Raum.

Der passionierte Jäger Gendrich leitet sein Buch ein mit einigen Bemerkungen zur Geschichte Mecklenburg-Strelitz', zur Struktur von Land und Bevölkerung und zitiert ausführlich als Zeugnis der Herrlichkeit einer paradiesischen Natur aus dem Forschungsbericht eines Engländers, der die weltabgeschiedene Mecklenburger Seenplatte vor 100 Jahren bereiste. Anschließend erzählt Gendrich die Laufbahn des Vaters vom Jägerlehrling zum großherzoglichen Jäger und Förster und unterlegt diese Beschreibung mit manch' interessanter Urkunde, zitiert Zeugnisse wie die großherzogliche Heiratsgenehmigung von 1910 oder die Besoldungsordnung, nach der dem Vater anfangs gerade 1200 Mark Jahresgehalt zustanden.

Erste, sehr persönliche Erinnerungen schildert der Autor aus seiner Kinderzeit der Kriegsjahre in seiner Geburtsstadt Mirow, als unter seinen Augen der letzte Großherzog von Mecklenburg-Strelitz zu Grabe getragen wurde. Wie sein Vater dem Fürsten als Forstbeamter das letzte Geleit gab, so sollte Goede Gendrich selbst 1934 beim Tod der Mutter des Großherzogs die Ehrenwache am Sarg in der Schloßkirche von Neustrelitz halten.

Am Mirower See aufgewachsen, verbrachte der Autor dort wunderbare Kinderjahre, wurde früh vertraut mit Wasser und Wald: „Wo immer ich auch in meiner Heimat war, schnell fand ich einen See und ein Kahn, um dem Abenteuer nachzuträumen“. Und als der Siebenjährige seinen Vater ins Revier begleiten durfte, „tat sich für mich eine Welt auf, der ich bis heute verfallen blieb“.

Einen neuen Lebensabschnitt brachte die Versetzung des Vaters nach Goldenbaum mit sich, einem kleinen Dorf südwestlich von Neustrelitz. Gendrich erzählt vom harten Leben der zwanziger Jahre, ohne Strom, ohne Toilettenspülung und in wirtschaftlicher Not. Hier entwickelt sich die Passion fürs Fischen und Jagen, hier lernt das Kind, Patronen wieder zu laden und Angeln selbst zu bauen. Gendrich erlebt eine beglückende Kindheit und fängt Krebse, Aale, Welse und Hechte in den heimatlichen Seen.

Überflüssig und ärgerlich, weil in der Betrachtung zu eindimensional, ist eine eingeschobene Überlegung über das Verhältnis von Waffenbesitz und Verbrechen früher und heute. Glücklicherweise wendet sich der Autor gleich wieder seinen eigenen Erfahrungen zu und schildert das dramatische Geschehen um einen Unfall, bei dem er selbst seinen Vetter fast erschossen hätte. Vom Pferderücken aus lernt der junge Gendrich die Umgebung Goldenbaums kennen und lieben, das Strelitzer Land, seine Seen und Wälder, Dörfer und Forsthäuser. In ihm reift der brennende Wunsch, selbst einmal Forstmann zu werden.

Der Autor beläßt den Leser aber nicht nur in der Idylle einer unberührten, reichen Natur; er berichtet auch von grausamen Förstermorden, von Schießereien, Wilderern und den Bemühungen, ihnen ihr unwaidmännisches Handwerk zu legen.

Wie ein Fremdkörper im Buch wirkt ein überflüssiges Kapitel, das auf die strafrechtliche Verfolgung des Wilddiebstahls im 19. Jahrhundert eingeht. Gendrich kann hierbei nicht einmal mecklenburgische Gesetze anführen, sondern nur Strafbestimmungen aus dem Königreich Hannover. Dieser Teil paßt nicht in den Mecklenburg-Strelitzer Erlebnisbogen und in die sonst so gelungene Entfaltung eines prächtigen Panoramas.

Glücklicherweise taucht der Autor schnell wieder in die endlosen Wälder und ungezählten Seen seiner Heimat ein. In der Beschreibung der Naturbilder hat Gendrich seine stärksten Szenen. Da spürt man die Einheit des Autors mit der Natur, die Übereinstimmung von Mensch und Umwelt. Die Achtung und Liebe, die Gendrich der Landschaft und ihrer Flora und Fauna entgegenbringt, schafft Glaubwürdigkeit und Überzeugung im Anliegen des Autors.

Für Neustrelitz hat Gendrich nicht viele gute Worte übrig. An den Versuchungen der Stadt fand er nichts Verlockendes und fuhr nach der Woche auf dem Carolinum am Wochenende regelmäßig nach Hause, das inzwischen Canow hieß. Er war dem Wild und der Jagd verfallen – und mußte verschmerzen, daß der erste Erpel, den er schoß, Beute eines Seeadlers wurde. Gendrich erzählt vom Marder- und Iltisfang, von Fischottern und grausamen Fuchsjagden. Auch Schlangen und Eidechsen, Kraniche, Fischreiher, Milane, Störche und scheue Sumpfschildkröten hatten im damaligen Strelitz ihren angestammten Platz. Die Naturidylle zu erleben war für Gendrich kein romantischer Flirt, es war auch entbehrungsreiche Plackerei. Hart mußte er als Waldarbeiter schuften, doch wollte er lieber seinem geliebten Wald treu bleiben, als sich ins Millionenheer der Arbeitslosen einreihen.

Gendrich läuft nicht Gefahr, Wald und Flur Mecklenburg-Strelitzens mystisch zu überhöhen; zu sehr hat ihn das Leben mit seinen Höhepunkten und traurigen Realitäten im Griff. Er erzählt vom Tod des Vaters und des Bruders, von glücklichen Momenten der ersten Einstellung als Forstpraktikant oder des ersten Jagdglücks, von schlimmer materieller Not und der Zwangsversteigerung des väterlichen Nachlasses. Bessere Tage sah der Autor wieder während der Ausbildung in Helmstedt und berichtet von der beispielhaften sozialen Gemeinschaft der Strelitzer, die in jeder letzten Monatswoche ihr Taschengeld zusammenlegten und redlich teilten.

Überzeugende Argumente findet Goede Gendrich für die Beibehaltung alter Flurnamen statt der anonymen Bezifferung. „Höllengrund“, „Meiers Natur“, „Stundenglas“, „Paradies“, „Am Hufeisen“ oder „Siehdichum“ erzählen von Menschen, Begebenheiten und Schicksalen und schaffen Identifikation mit der Heimat.

1934 wird unser Caroliner zum Revierjäger ernannt und kurz darauf entlassen! Der Autor spart nicht mit berechtigter Kritik an der skandalösen Ausbeutung durch das Land Mecklenburg-Strelitz. Eindrucksvoll sind des Autors Exkurse über Elche, Wisente und das scheue Birkwild seiner Heimat, und er versäumt es nicht, die Erfolge der Naturschützer der DDR um Erhalt und Wiederansiedelung gefährdeter Tierarten anzuerkennen.

Das letzte Drittel der Geschichte des Forstexperten ist wesentlich der Jagd gewidmet, und Gendrich versteht es vorzüglich, ihre Faszination auch dem unerfahrenen Leser zu vermitteln.

Historisch Interessierte werden ihre Freude haben an einem Rückblick auf die großherzogliche Zeit, auf die Großherzöge und ihre Jagdleidenschaften und -erfolge. Eindrucksvoll sind des Autors Schilderungen von Drück- und Treibjagden, von Meisterschüssen, von Dam-, Rot- und Schwarzwild. An manch' köstlicher Anekdote läßt uns Gendrich teilhaben, läßt gute, alte Waidmannszeit auferstehen und spart auch nicht mit Kritik an Jagden mit ungeübten, städtischen Gästen.

Eindringliche Passagen bildhafter Erzählweise gelingen dem Forstmann Gendrich, als er glücklichste Jagdtage während eines Fronturlaubes in der Heimat den schrecklichen Erlebnissen eines grausamen Krieges gegenüberstellt. Er schoß den stärksten Keiler seines Lebens, und ihm gelang auf Anraten seiner Frau („Hür up dien Fru, säd de Buuer; se weet, wo de Speck hängt!“) der Abschluß eines kapitalen Hirsches mit prächtigem Geweih. Die Forstämter Strelitz, Mirow und Güstrow sind weitere Stationen des Forstmannes Gendrich in den dreißiger Jahren. Der Autor läßt uns manchen erfolgreichen Schuß miterleben, schildert die Aufforstung nach dem „Brand an der Müritz“ und bekommt Ärger mit Vorgesetzten, als er den stärksten Schaulfer seines Lebens erlegt.

Zum Schluß seiner Waidmannsaufzeichnungen entführt uns Gendrich in die herrlichen Reviere und prächtigen, wildreichen Wälder im so anders beschaffenen Norden Mecklenburgs. Wieder nehmen wir an erfolgreichen Jagderlebnissen auf Marder, Keiler und seinen letzten Hirschen in der Heimat teil. Wieder gelingt es dem Autor, das Bild eines Jägereldorados vor unseren Augen zu malen und in einer Hymne an die Schönheit seines Strelitzer Landes sein Einig-Sein mit der Natur glaubwürdig zu vermitteln.

Gendrich läßt die Trophäen eines Jagdzimmers ihre Geschichten erzählen, „von guten und von schlechten Schüssen, von einsamen Pirschgängen und fröhlichen Jagden, von heimlichen Wegen und taunassen Wiesen, vom Ansitz in abendlicher Dämmerung und mondhellen Nächten“.

So ist dieses Buch eine Ode an die Heimat, eine Heimat, die viele Leser wiedererkennen werden, aber eine ohne Städte und Menschenmassen, doch einer unverfälschten Natur, einer märchenhaften Kulisse, in der manchem der eine oder andere Name bekannt und vertraut sein wird.

Es ist ein sehr persönlicher Lebensbericht Goede Gendrichs, ein stark gefühlsbetontes Waidmannswerk. Der passionierte Jäger wandelt gelegentlich auf dem schmalen Grat emotionsgeladener Romantik, die aber nur selten ins Kitschige abzustürzen droht. Meist schaffen die Echtheit der Gefühle und die Einheit von Mensch und Natur auch die Einheit von Autor und Werk. Hübsche, erinnerungsreiche Fotos aus dem Bestand des Verfassers lockern das Buch optisch auf, für das sich der Laie als Anhang Erklärungen der vielen waidmännischen Fachausdrücke wünschen würde. Einer, der seine Mecklenburger Heimat über alles liebt, schuf ein interessantes, ungewöhnliches, liebenswertes Denkmal des Landes Strelitz. Seine heimatverbundenen Leser werden es ihm danken.

Jürgen Ludewig



Mecklenburg!

Stätte, wo ich jung gewesen,
 Mecklenburger Land,
 Laß vom Fremden mich genesen,
 Der dich wieder fand.
 Jung wie einst durch deine Gauen
 Süßmt der Nordwind her;
 Hansestädte, altersgraue,
 Spiegeln sich im Meer.

Über die begrünten Hügel
 Schweist das Auge frei,
 Ruhig auf gespanntem Flügel
 Schwimmt im Blau der Weh.
 Niklot hebt sich stolz im Bügel,
 Vorwärts stirt das Ross,
 Und aus dem kristall'nen Spiegel
 Steigt das Märchenschloß.

Jugendfestsche Brauseköpfe -
 Spiel und Tanz beginnt,
 Und die blonden Mädchenzöpfe
 Wehn im Sommerwind. -
 Rauschet fort, ihr Buchenhalne!
 Bläh' und reise, Feld!
 Segne Gott dich, ewig meine
 Selige Kinderwelt!

Sonne lacht vom Himmelsbogen
 Übers weite Land;
 Blauer Seen klare Wegen
 Schlagen an den Strand.
 Und die Wipfel mächtiger Wälder
 Rauschen drüber her;
 Segenschwere Ahrenfelder
 Stuten wie das Meer.

Bunte Röhre auf der Weide,
 Äckersmann im Feld!
 Was mich traf an Last und Leide,
 Stirbt in dieser Welt.
 Wuchtig stampfend ziehn die Pferde,
 Vor den Pflug gespannt -
 Arbeit atmet deine Erde,
 Du geliebtes Land!

3. August 1917.

Paul Warnke.

Dieses Gedicht wurde dem Buch „Mecklenburg im Kriege 1917“ entnommen.

Vermischte Beiträge

zum

Carolinum

53. Jahrgang - Nr. 101

Göttingen

Sommer 1989

15. Caroliner-Treffen

Unser 15. Caroliner-Treffen findet vom Freitag, dem 1. September bis Sonntag, dem 3. September 1989, im Hotel „Waldecker Hof“, Bahnhofsstr. 23 in Marburg/Lahn statt (Nähe Hauptbahnhof).

Freitag, den 1. September

- 14.30 Uhr Vorstandssitzung
- 16.00 Uhr Mitgliederversammlung
- 20.00 Uhr Begrüßungsabend

Sonnabend, den 2. September

- 10.00 Uhr Gottesdienst in der St.-Elisabeth-Kirche im Hohen Chor. Der Gottesdienst wird gehalten von unserem Caroliner-Pastor Winfried Wegener, Stadtkirche Neustrelitz, an der Orgel Hans Joachim Heise.
- 13.00 Uhr Gemeinsames Mittagessen im Hotel Waldecker Hof
- 16.00 Uhr Festvortrag, gehalten von Senatsdirektor i. R. Dr. phil. Werner Neugebauer, Lübeck im Herder-Institut, Gisonenweg 5-7
Thema: Spätes Heidentum und frühes Christentum in Mecklenburg (archäologische, und historische Zeugnisse mit Lichtbildern)
- 20.00 Uhr Geselliger Abend

Sonntag, den 3. September

- 10.00 Uhr Besinnlicher Ausklang

Alle Caroliner, Freunde des Carolinums und Neustrelitzer mit Angehörigen sind herzlich willkommen. Voranmeldungen zum gemeinsamen Mittagessen sind an Günther Jonas, Nelkenweg 8, 3062 Bückeberg zu richten (Tel. 0 57 22 / 61 59)

Es werden 2 Essen zur Wahl angeboten:

- Menü 1: Kraftbrühe mit Klößen, Schweinebraten mit Gemüse, Kroketten und Kartoffeln, Dessert DM 16,-
- Menü 2: Suppe wie vor, Rheinischer Sauerbraten mit Kroketten und Kartoffeln, Dessert DM 20,-

Für die Teilnehmer am Treffen wird ein Unkostenbeitrag in Höhe von DM 10,- je Person, für Ehepaare DM 15,- und für Nichtmitglieder DM 20,- erbeten.

Zimmerbestellungen sind beim Hotel „Waldecker Hof“ oder über das Fremdenverkehrsamt Marburg, Neue Kasseler Str. 1, 3550 Marburg, Tel. 0 64 21 / 20 12 62 vorzunehmen.

Geburtstage

Unsere Lyzeistin Ruth Pantel geb. Cordua konnte am 13. Oktober 1988 ihr 80. Lebensjahr vollenden. Sie hielt sich mit ihrer Tochter im Herbst 1988 in der Bundesrepublik auf und kehrte anschließend nach Arlington/USA, wo sie beide sonst leben, zurück. Wie wir erfuhren, konnten sie den Besuch in Deutschland bei zufriedenstellendem Befinden verbringen.

Am 17. November 1988 vollendete das Mitglied unseres Freundeskreises Hans Lanzius in Ratzeburg sein 80. Lebensjahr. Diesen Tag verbrachte er im großen Kreis mit seiner Familie, ehemaligen Kollegen, Freunden und Vertretern der Landsmannschaft Mecklenburg.

Unser Vorstandsmitglied, Lyzeistin Juliane Nürnberg geb. Rochna vollendete am 30. November 1988 ihr 65. Lebensjahr. Ihre Eltern waren unser Studienrat E. Rochna und seine Frau Charlotte geb. Kotelmann.

Ebenfalls am 30. November 1988 wurde unsere Lyzeistin Brigitte Eger geb. Jerchel 75 Jahre. Diesen Tag beging sie festlich mit ihren Kindern, Geschwistern und nahen Freunden.

Das 80. Lebensjahr vollendete unsere Lyzeistin Anneliese Maerten geb. Sievers aus Woldegk am 17. Dezember 1988. Wie uns ihr Sohn schrieb, ist sie bei guter Gesundheit und feierte diesen Tag mit den Familien ihrer beiden Kinder (ihre vier Enkelkinder sind mittlerweile schon volljährig). Frau Anneliese Maerten wohnt in Hannover, Baumstr. 5.

Unser in Schönebeck an der Elbe lebende Caroliner Bernhard Selmer vollendete am 7. Januar 1989 sein 80. Lebensjahr. Nach erfolgtem Studium wurde er Arzt und hat sich in dem vorgenannten Schönebeck niedergelassen. Er hat sich wiederholt mit seiner Gattin bei deren Schwester in Lübeck aufgehalten. Dabei hat Michel Ludewig ihn gelegentlich sehen und sprechen können, da sie sich aus der Jugendzeit gut kannten.

Unser Caroliner Karl-Heinz Narjes wurde am 30. Januar 1989 65 Jahre. Anlässlich der Vollendung seines 60. Lebensjahres haben wir seinen Lebenslauf wiedergegeben; er kann in Heft 91 der Verm. Beiträge nachgelesen werden. 1981 war er, wie damals geschrieben, zur EG zurückgekehrt und zuständig für Binnenmarkt und Zollunion, Umwelt und Verbraucherschutz, industrielle Innovation und nukleare Sicherheit. 1985 wurde er Vizepräsident und war bis 1989 zuständig für: gewerbliche Wirtschaft, Forschung und Wissenschaft, Informationstechnologien und Telekommunikation. Mit Erreichen der Altersgrenze trat er in den Ruhestand. Seine Hände wird er vorerst nicht in den Schoß legen, sondern Vorträge halten und vielleicht noch Bücher schreiben. Wir wünschen ihm Kraft und Gesundheit.

Am 2. Februar 1989 vollendete unsere Lyzeistin Irmgard Habich geb. Witte in Hannover ihr 85. Lebensjahr. Sie war die Tochter des früheren Archivdirektors Dr. Hans Witte in Neustrelitz. Ihre beiden Brüder fielen im 1. bzw. im 2. Weltkrieg.

Unsere Lyzeistin Hanni Helms geb. Firk konnte am 28. Februar 1989 ihr 75. Lebensjahr vollenden. Sie war verheiratet mit dem Zahnarzt Dr. Kurt Helms, der in Neustrelitz praktizierte und vor einigen Jahren unerwartet verstarb. Ihr Vater Wilhelm Firk führte ein Lebensmittel-Großhandelsgeschäft in der Twachtmannstraße.

Frau Anni Bootz geb. Uthhoff, die auch das Lyzeum besuchte, wurde am 11. März 85 Jahre. Sie wird vielen von uns noch aus unserer Jugendzeit und später als Tanzlehrerin in guter Erinnerung sein. Sie lebt in Ratzeburg. Ihr Mann fiel im 2. Weltkrieg.

Ruth Roth geb. Tolzien wurde am 13. März 1989 85 Jahre. Diesen Tag konnte sie im Kreise ihrer Familie festlich begehen. Mit ihrem Mann Fritz Roth, der leider nicht mehr lebt, hat sie an den meisten Treffen in Marburg teilgenommen.

Am gleichen Tage, dem 13. März 1989, wurde unser Caroliner Gerhard Reinke 65 Jahre und schied nunmehr aus der Fa. Henkel aus, bei der er schon das 25jährige Dienstjubiläum feiern konnte.

Und ebenfalls am gleichen Tage wurde der sogenannte „Zwilling“, unser Caroliner Karl (Jumbo) Zander, 65 Jahre. Beide waren in den letzten Jahren wiederholt in Marburg bei unserem Treffen anwesend.

Hier wäre nachzutragen, daß unser Caroliner Siegfried Rogge am 23. Juli 1988 65 Jahre wurde. Er ist jetzt Rentner und oft hier in der Bundesrepublik zu Besuch.

Unser Mitglied des Freundeskreises, Walter Karberg, wurde am 25. März 1989 80 Jahre. Diesen Tag konnte er im Kreise seiner Kinder und einer Reihe von Freunden und Landsleuten, zu denen auch Michel Ludewig gehörte, mit dem ihn eine gute Freundschaft verbindet, festlich in Ahrensburg, wo er lebt, feiern. W. Karberg ist auf fast allen Treffen der Landsmannschaft, des Kulturkreises und der Fritz-Reuter-Gesellschaft, deren Vorstandsmitglied er war, anzutreffen.

Nachrufe

Fern der Heimat verstarb in Kalifornien im 73. Lebensjahr unsere Lyzeistin Marka Elisabeth Klemm geb. von Engel. Sie wird betrauert von ihren 6 Kindern und ihren Geschwistern. Kurz vor ihrem Tode war sie noch zu Besuch bei ihren Geschwistern in der Bundesrepublik.

Frau Gertrud Heise geb. Blanck, die das Lyzeum besuchte und unserer Altschülerschaft angehört, beklagt den Tod ihres Mannes Dr. jur. Hans-Joachim Heise, der am 7. November 1988 verstarb.

Wie wir erst in diesen Tagen erfuhren, verstarb am 17. Dezember 1988 unerwartet unser Caroliner Christian Bourjau. Wir sind leider nicht in der Lage, Näheres zu berichten, da seine Frau z. Zt. schwer erkrankt ist und daher nicht schreiben kann. Am 18. Oktober 1988 konnten beide noch den Tag der goldenen Hochzeit begehen. In unserer Zeitschrift hat er verschiedentlich Aufzeichnungen geliefert.

Im hohen Alter von 92 Jahren verstarb am 10. Dezember 1988 Frau Margarete Wolter geb. Keller. Sie war verheiratet mit unserem Caroliner Carl Otto Wolter, der im Juli 1964 nach kurzer Krankheit verstarb. Der Vater von Frau Wolter, Fritz Keller, war Besitzer des Bahnhofshotels in Neustrelitz. Gelegentlich konnten wir Carl Otto Wolter auch in Marburg antreffen. Sein Bruder Kurt fiel im 1. Weltkrieg. Mit ihren Verwandten trauert um die Verstorbene auch ihre Schwägerin Hildegard Wolter, die in Hamburg lebt.

Wie wir erst kürzlich erfuhren, verstarb am 29. Juni 1988 in Ratzeburg unsere Lyzeistin Else Petroll geb. Kesier. Sie stammte aus Woldegk.

Am 28. März 1989 verstarb nach schwerem Leiden unser Caroliner Hermann Kurtztisch im Alter von 89 Jahren. Nach erfolgtem Schulbesuch des Carolinum wurde er als Kriegsfreiwilliger im ersten Weltkrieg 1917 zu den Ratzeburger Jägern eingezogen. Seine berufliche Ausbildung begann er zunächst in 5jähriger praktischer Tätigkeit in der Landwirtschaft und nahm anschließend das Studium an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Halle auf und besuchte das Lehrerseminar in Leipzig. Nach bestandenen Examen wurde er als Lehrer an der Landwirtschaftsschule zu Neustrelitz und später in Güstrow tätig. Den zweiten Weltkrieg machte er an verschiedenen Fronten mit, kehrte nach Beendigung des Krieges nicht in die alte Heimat zurück und wurde, wieder als Lehrer, an der Landwirtschaftsschule in Rinteln/Weser tätig, wo er bis zu seiner Pensionierung wirkte. Danach zog es ihn in die Nähe unserer Heimat, und so nahm er seinen Wohnsitz in seinem geliebten Ratzeburg. Er war in unserer Landsmannschaft Mecklenburg viele Jahre in führenden Positionen ehrenamtlich tätig. In einer würdigen Trauerfeier nahmen neben der Familie Freunde und Landsleute Abschied von ihm. Die Altschülerschaft des Carolinum war durch Michel Ludewig vertreten, der mit dem Hause Kurtztisch-Stahlberg seit früher Jugend freundschaftlich verbunden ist. Mit seiner Frau trauern um Hermann Kurtztisch seine 5 Töchter mit Schwiegersöhnen, 11 Enkelkinder und vier Urenkel.

Im Hauptheft hat Hannes Berg in Form von Erinnerungen den Heimgang unseres Musiklehrers Albert Krietsch besonders gewürdigt.

Wir verneigen uns in stiller Mittrauer!

Nachstehend bringen wir die Aufzeichnungen von Ludwig Dörbandt über seinen Lebenslauf und Beruf, den er uns geschrieben hat.

Ludwig Dörbandt (Pseudonym Goede Gendrich)

Ludwig Dörbandt wurde am 22. 11. 1912 in Mirow, Mecklenburg-Strelitz, geboren. 1929 erlangte er am Realgymnasium des Carolinums Neustrelitz die mittlere Reife. Wie sein Vater ergriff er den Beruf eines Forstmanns. Als solcher war er bis 1945 in verschiedenen Forstämtern Mecklenburgs tätig. 1946 wurde er von der niedersächsischen Landesforstverwaltung übernommen. 1975 ging er als Forstamtmann in den Ruhestand. Heute lebt er mit seiner Frau in dem kleinen Heidedorf Eschede, Augustenstraße 6.

Schriftstellerisch ist Ludwig Dörbandt seit über vierzig Jahren tätig. Für seine über 500 jagd- und naturkundlichen Beiträge in Fach- und Tageszeitungen sowie für seine Bücher (jagdliche Belletristik, Humor, Lyrik), aus denen vielfach tiefe Liebe zu seiner mecklenburgischen Heimat spricht, wurde er von der Landesjägerschaft Niedersachsen mit der Verdienstmedaille in Bronze und Silber ausgezeichnet. 1988 wurde ihm vom Deutschen Jagdschutz-Verband der Literaturpreis für Öffentlichkeitsarbeit verliehen.

November 1988 Verleihung der Fritz-Reuter-Medaille durch die Landsmannschaft Mecklenburg

Im einzelnen erschienen von ihm folgende Bücher:

- „Silbergrauer Satan“ (Erlebnisse mit einem Rauhaarteckel)
1961, 3. Auflage 1984 Verlag Neumann-Neudamm Melsungen
- „Frühpirsch“ (Junge Jahre in Mecklenburg)
1964 Verlag Neumann-Neudamm Melsungen (Vergriffen)
- „Das ist die Welt, der keine gleich, das ist Dianas Wunderreich“
(Eine Anthologie jagdlicher Sinnsprüche)
1977 Verlag Paul Parey Hamburg
- „Ein Leuchten liegt auf allen Dingen“ (Gedichte und Gedanken eines Forstmanns)
1976 J. G. Bläschke Verlag Darmstadt (Vergriffen)
- „Diana könnte zürnen“ (Ein kritisches Buch für Gastjäger und Gastgeber)
1980 Landbuch-Verlag Hannover
- „Oh, diese Jäger“ (Heitere Geschichten)
1982 Landbuch-Verlag Hannover
- „Mit Büchse, Hund und gutem Wind“ (Jagdliche Erlebnisse in einem Heiderevier)
1983 Landbuch-Verlag Hannover
- „Da schmunzeln nicht nur die Jäger“ (Heitere Geschichten)
1986 Landbuch-Verlag Hannover
- „So lebten und so jagten wir“ (Mecklenburg-Strelitz – ein faszinierendes Abenteuer)
1987 Landbuch-Verlag Hannover

An einer Anzahl weiterer Bücher ist Ludwig Dörbandt als Mitverfasser beteiligt.

Die Preise der Bücher sind in den Buchhandlungen zu erfragen.

Geschäftsaufgabe

Durch das Hamburger Abendblatt vom 28. September 1988 erfuhren wir erst kürzlich, daß unser Caroliner Carl Ernst Roewer von seinem Feinkostgeschäft in der Isestr. in Hamburg Abschied genommen hat. Sein Großvater, der auch Carl Ernst wie auch sein Vater hieß, hatte dieses Geschäft vor 132 Jahren in Neustrelitz gegründet; und das Geschäft ist nunmehr in andere Hände übergegangen.

Lassen wir ihn nun selbst sprechen in dem Brief, den er uns mit Datum vom 5. März 1989 geschrieben hat:

Ein kleiner Streifzug durch ein bewegtes, prallgefülltes, schönes Leben. Mit 64 Jahren hat man den nötigen Abstand vom Streß und Ringen nach beruflichen Erfolgen erreicht und genießt die schöne Umgebung von Ratzeburg, als wenn man wieder in Mecklenburg (sprich Neustrelitz) zu Hause wäre.

Geboren am 23. April 1925, Glambeckerstr. 36, Sitz der Kaufmannsfamilie Carl Roewer seit 1856. Vater: Carl Kaufmann, Caroliner bis zur Mittleren Reife. Mutter: Erna geb. Belling, früher Lehrerin am Carolinum (die näheren Umstände kennst Du besser als ich, da ich noch nicht geboren) entstammte der Lehrerfamilie Emil Belling, auch Schwester Gertrud Belling ist vielen bekannt von der Mädchenschule an der Glambeckerstr. (früher Carolinum). Ich 4 Jahre Grundschule Tiergartenstr. (Frau Hardow), 8 Jahre Carolinum, April 1943 Abitur. Nach Kriegsdienst wieder zwei Jahre in Neustrelitz. Kaufmännische Lehre im Elternhaus und Anfang 1948. Zunächst „umständehalber“ 2 Jahre Kaufmannsgehilfe auf der Insel Fehmarn, dann Standortwechsel nach Hamburg. Im Jahre 1955 gelang es in bescheidenem Rahmen die Fa. C. Roewer in Hamburg wieder neu ins Leben zu rufen. Im Verlaufe von 33 Jahren nahm das Unternehmen einen erfreulichen Aufschwung und genoß im Stadtteil Harvestehude einen guten Ruf. Die zweitägigen Abschiedsfeierlichkeiten nahmen volksähnlichen Charakter an, 100 Flaschen Sekt mit dem inzwischen bekannt gewordenen Namen „Carl Roewer“ wurden an Gäste, treue Kunden und Freunde ausgeschenkt.

Aus dem familiären Bereich: Bruder Joachim, Jahrgang 1930, machte 1948 das Abitur in Neustrelitz (Patri Ohle). Nach dem Studium in Rostock schneller beruflicher Erfolg. Mit 35 Jahren schon Direktor des Senologischen Instituts in Rostock. Seit 35 Jahren bin ich verheiratet mit meiner Frau Margarete, vier Kinder, drei Töchter und ein Sohn. Zwei konnten erfolgreich studieren, Sohn als Tierarzt in der Nähe von Segeberg niedergelassen, vier glückliche Ehen, acht Enkelkinder sind das befriedigende Ergebnis.

Dein Carl Roewer

PS. Erna Belling wird uns Älteren noch aus der Nonazeit am Carolinum, zusammen mit Köster Bentzin in Erinnerung sein.

In Heft Nr. 100 brachten wir in den Vermischten Nachrichten mit dem Titel: „Unterm Carolinerdach erlauschten wir das Prüfungsfach“

Nun wird uns erneut ein Bericht mit dem Titel „Alles schon mal dagewesen“ zugeschickt, den wir nachstehend wiedergeben. Viel Spaß!

Schon mehrere Jahre vor der Lauschkaktion der Abiturienten, die 1942 einen „grandiosen Plan“ ausheckten, um an die Themen der mündlichen Prüfung zu kommen, war es einigen unserer Mitabiturienten gelungen, durch eine generalstabsmäßig vorbereitete Aktion an die Themen der *schriftlichen* Prüfung heranzukommen.

Vorgabe:

Alle Lehrer der Prüfungsfächer mußten 3 Vorschläge für die schriftlichen Arbeiten vorlegen, die dem Ministerium übersandt wurden. Dort wurde das Thema ausgesucht, mit dem wir Abiturienten „beglückt“ wurden. Welches der jeweils drei Themen genommen war, blieb bis zur Prüfung unbekannt, denn das Ministerium schickte die ausgewählten Prüfungsarbeiten in einem versiegelten Umschlag zurück, der erst am Prüfungstag im Prüfungsraum geöffnet werden durfte.

Diese jeweils 3 vorgeschlagenen Themen wurden in einer Konferenz vor der Einsendung an das Ministerium besprochen. Jeder der beteiligten Lehrer bewahrte sie in seinem Schrank im Lehrerzimmer auf. Wie die Akteure dies herausbekommen haben, bleibt mir (der ich nicht beteiligt war) ein Rätsel.

Plan:

Nachts einbrechen und im Lehrerzimmer die Prüfungsarbeiten (für jedes Fach drei) erkunden.

Ausführung:

Um unauffällig in die Schule und in das Lehrerzimmer zu kommen, waren die entsprechenden Schlüssel zu besorgen. Wer hatte sie?: Der Hausmeister (Schuldiener)! Also wurde dieser eines Abends von einem der Akteure aufgesucht, der berichtete, daß er im Umkleideraum der Turnhalle etwas vergessen hatte, was er dringend an diesem Abend noch brauchte. Er bat um den Schlüssel zur Turnhalle (die – unter der „Seufzerbrücke“ – nur von außen zu erreichen war).

Erwartungsgemäß übergab der Schuldiener, der zu der späten Abendstunde nicht mehr angezogen war, dem Bittsteller sein Schlüsselbund mit einer Vielzahl von Sicherheitsschlüsseln. Schnell und sorgfältig wurden die aufgeprägten Nummern notiert und dann das Schlüsselbund wieder abgeliefert.

Alle diese Schlüssel wurden beim Fachhandel bestellt (der Vater eines der Akteure hatte ein Hausrats- und Eisenwarengeschäft) – und schon war man zum Einbruch gerüstet, der ohne Schwierigkeiten abließ, man hatte ja die Schlüssel aller Türen. Mit den einfachen Schlössern der Lehrerschranke wurde man offenbar auch ohne Zweitschlüssel fertig. Die Ausbeute war aber nicht vollständig. Offenbar waren noch nicht alle Vorschläge in den Schränken. Die reibungslos verlaufene Aktion mußte also wiederholt werden.

Beim zweiten Versuch gab es aber eine böse Überraschung! Offensichtlich war den Lehrern doch etwas aufgefallen, denn jetzt schnappte die Falle zu! Als die Spione diesmal im Haus waren, gingen schlagartig in der ganzen Schule alle Lichter an und die Pausenglocken ertönten. Es blieb nur die Flucht, die offensichtlich auch eingeplant war. Durch die unübersichtlichen labyrinthartigen Kellerräume ging es zu einem entlegenen Kellerfenster und dort hinaus in die Freiheit – keiner wurde geschnappt. Aber an die Fortsetzung der Aktion war nun nicht mehr zu denken.

Wieviele Themen „erbeutet“ wurden, ist mir nicht bekannt. Immerhin war es jetzt aber möglich, bei den erkundeten Fächern mit je 3 fertiggestellten Arbeiten, von denen ja eine kommen mußte, anzutreten.

Leichtsinnig benahm sich bei uns im gymnasialen Zweig nur einer der „Täter“. Er war sehr schwach in Mathematik, gab aber seine Arbeit als erster sehr früh ab. Die Aufsicht führte unser Griechisch-Lehrer Manning K., der erstaunt war, daß dieser Prüfling (dessen Schwächen in der Mathematik auch ihm offensichtlich bekannt waren) schon so schnell fertig war. Auf die Frage: „Wollen Sie nicht lieber die Arbeit noch einmal durchsehen?“ bekam er zur Antwort: „Nee, ich habe keine Lust mehr.“ Es fiel uns „normalen“ Prüflingen auf, daß hier jemand mit der Wahl des Themas (es ging u. a. um eine Schiffsstandort-Bestimmung) offenbar Glück gehabt hatte. Den wahren Hintergrund dieses „Glücks“ ahnte von uns niemand. Das hätte aber auch leicht schief gehen können, hatte aber keine Folgen!

Erst viele Jahre später erfuhr ich von diesem schwachen Mathematiker – er hatte wohl gerade eine sehr schwache Stunde, denn ich besuchte ihn im Krankenhaus – von der „Glanzleistung“, die über 50 Jahre zurückliegt. Ich wurde zum Schweigen verpflichtet.

Da keiner der betroffenen Lehrer mehr lebt und die meisten beteiligten Akteure gefallen und gestorben sind, glaube ich, mein Schweigen aufgeben und über diese Aktion berichten zu dürfen, die weit über das hinausging, was die 42er Abiturienten erlauscht haben.

Einer, der nicht dabei war, trotzdem aber damals bestanden hat.

Frau Lotte Kiesel in Zehdenick/Havel berichtet uns von einer Ehrung, die unserem Caroliner Ernst Urbahn zuteil wurde.

Sie schreibt folgendes dazu:

„Leider ist es mir erst jetzt möglich, Ihnen ein Foto der Tafel, die zu Ehren von Herrn Dr. Urbahns 100. Geburtstag an seinem Elternhaus angebracht wurde, zuzusenden. Wir hatten vom Kulturbund der DDR am 7. 4. 1988 anschließend an die Enthüllung eine kleine Feierstunde, wobei wir unserer lieben Entschlafenen gedachten. Es ist eine Natursteintafel mit Goldschrift. Die Schatten auf der Tafel sind keine Fehler im Material, sondern wirklich nur Schatten.



Ernst Urbahn gehörte dem Abiturientenjahrgang Ostern 1908 unseres Carolinum an und auch unserer Altschülerschaft, der er 1940 beigetreten war. Er war im Schuldienst als Stud.-Rat tätig und Ehrenbürger der Stadt Zehdenick, wie aus der Bildwiedergabe hervorgeht. Dr. Urbahn und seine Frau waren international anerkannte Schmetterlingsforscher. In Heft Nr. 49 ist eine Schilderung über eine entomologische Schweizreise 1967 von ihm erschienen.

Verantwortungsvoller Wahrer großer Tradition

Unionsfreund Generalmusikdirektor Prof. Rudolf Neuhaus zum 75. Geburtstag

Wenige Dirigenten haben der Dresdner Staatsoper und mit ihr der Staatskapelle seit 1945 so lange und so verantwortungsvoll die Treue bewahrt wie Unionsfreund Professor Rudolf Neuhaus, der morgen seinen 75. Geburtstag feiern kann. Er kam 1953 in einer denkbar schwierigen Situation an das traditionsreiche Institut, als kurz nacheinander nahezu das gesamte musikalische Leitungsteam des Hauses gewechselt hatte und mit Rudolf Kempe zwei weitere profilierte Dirigenten Dresden verließen. Rudolf Neuhaus war damals als Staatskapellmeister, d. h. in die erste Position nach dem Generalmusikdirektor, berufen worden. Neuer Chef der Kapelle anstelle von Kempe wurde Franz Konwitschny. Aber er stand – wie auch die meisten seiner Nachfolger – für Dresden nur begrenzt zur Verfügung, da er nach wie vor an das Leipziger Gewandhaus gebunden war und in großem Umfang als Gastdirigent im In- und Ausland reiste. Das Schwergewicht der tagtäglichen Arbeit in der Oper lag daher bei den weiteren Dirigenten und besonders bei Rudolf Neuhaus, der zwei Jahre später auch definitiv zum stellvertretenden Chef der Kapelle ernannt wurde. Seitdem war er volle zwei Jahrzehnte lang neben den immer wieder wechselnden Chefdirigenten und in den Zeiten des Interregnums die tragende Säule des gesamten Staatsopernbetriebs. Nicht von ungefähr gehört er heute zu den Ehrenmitgliedern jenes weltberühmten Hauses.

Rudolf Neuhaus hat in dieser Zeit und darüber hinaus eine Vielzahl von Aufführungen einstudiert und geleitet und trat auch nicht selten als Konzertdirigent hervor. Seine besondere Liebe galt Wagner



Von links nach rechts, hintere Reihe: Waltraud Urban geb. Lange, Edith Eckmann geb. Wenske, Rosi Daub geb. Reich, Elisabeth Jaques, Hanna-Maria Kallus geb. Gotsmann, Steffi Sturmfels geb. Houcamp, Hanna Flasche geb. Köller, Liselotte Richer geb. Neumann, Eva Müller.
mittlere Reihe: Elisabeth Dräbelow geb. Meier, Hanne Cornehl, Bärbel Wagner geb. Illmer, Thora Bahr.
vordere Reihe: Elgin v. Scheve, Eisabeth Berg, Sigrun Gätjen geb. Post, Inge Schammel geb. Ramin.

Die Sexta von 1937 feierte ein Wiedersehen nach 45 Jahren

Alle sprechen von Klassentreffen und so faßten Waltraud Urban geb. Lange und ich den Entschluß, es auch zu versuchen. Nach einem alten Klassenfoto gingen wir alle Namen durch. Doch wo sollten wir die Adressen finden und wie heißen unsere Mitschülerinnen nach eventueller Heirat? – Es wurde geforscht und nachgefragt, wir wurden fündig und fanden alle wieder. Eine Einladung ging mit der Post fort und es war unwahrscheinlich: alle sagten zu.

Wir trafen uns am 19. April um 15.00 Uhr im Logenhaus in Hannover. Die Freude des Wiedersehens war unbeschreiblich. Bei Kaffee und Kuchen wurde erzählt, es wurden Fotos gezeigt, auch schon von unseren Enkelkindern. Die Zeit verging wie im Fluge. Am nächsten Tag trafen wir uns gegen 11.00 Uhr. Wir wurden im Logenhaus sehr gut bewirtet, gingen am Maschssee spazieren und ins Café Meffert.

So bildeten sich immer wieder andere Grüppchen und jeder hatte Gelegenheit, mit jedem zu sprechen. Es wurde viel fotografiert und wir hatten sogar einen „Hofphotographen“ in Jonny, der das abgebildete Gruppenfoto machte.

Nach 22.00 Uhr gingen wir etwas anschlagen von den vielen Eindrücken und von einigen schweren Schicksalen bewegt, auseinander, in der Hoffnung, ein Treffen in einigen Jahren zu wiederholen.


Inge Schammel geb. Ramin

Anwesend waren:

Thora Buhr
Elisabeth Berg
Hanne Cornehl
Rosi Daub geb. Reich
Eva Diehl geb. Müller
Elisabeth Dräbelow geb. Meier
Edith Eckmann geb. Wenske
Hanna Flasche geb. Köller
Inge Schammel geb. Ramin
Bärbel Wagner geb. Illmer

Sigrun Gätjen geb. Post
Beate Gosch geb. Runge
Elisabeth Jaques
Hanna-Maria Kallus geb. Gotsmann
Anneliese Maaß
Renate Michael geb. Wittek
Liselotte Richter geb. Neumann
Elgin v. Scheve
Steffi Sturmfels geb. Houcamp
Waltraud Urban geb. Lange

Süh, dat's för't Staulwegtrecken.

ein Boldt sitt as so'n finen Herr
Hüt weno nobel in't Parterre;
He hett sich wat tau gauden dahn:
He is nah't Opernhaus 'rin gahn.
All lang' hadd he sich dat vörnahmen,
Ded he mal nah Berlin eins kamen,
Wull he, wenn't jichtens künn gescheih'n,
'Ne richt'ge Oper mal befeih'n. —
Boldt is denn nu ganz Og' un Uhr.
Blot so'n allmächt'ge Horfrisur
Dor vör em von'n por junge Damen
Hett em de Utsicht fast benahmen.
Dat argert em, un mit'n Wupp
Steiht he von finen Sitzplatz up.
Dor klappt, ahn dat he't marken deiht,
— He weit dormit ja nich Bescheid —
Von sülvst tau Höcht dat Staulsüßbrett,
As man't in grot Theater hett.
Doch furts raup'n dor von achter weck:

„Hinsehen!“ — Boldt de kriggt'n Schreck,
Un sett't sich baff! dor tau'n Standal
Recht mit'n Avel up'n Fautbodd'n dal.
Herrgott! — Wat gimwt dat för'n Gelack!
All tiken s' nah dat eine Flag,
Wo Boldt dor up den Bodden sitt
Un grug'liche Gesichter snitt.
Nu öwerst kümmt he wedder hoch,
Brun in't Gesicht, wild flammt dat Og',
Un bauß! sleit he sin'n Hinnermann,
De sich noch gornich faten kann,
Un recht so herzhast lacht un prust't,
Ein's an de Back, dat't man so süßt.
„Wat?“ röppt he. „Du willst mi hir necken? —
Dor heft D' wat för Din Staulwegtrecken!“

Max Götze